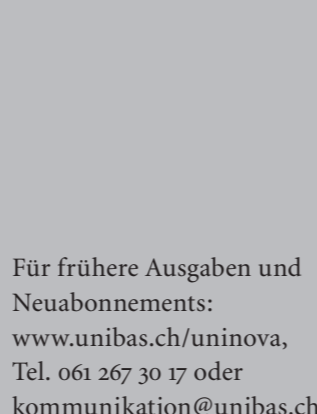
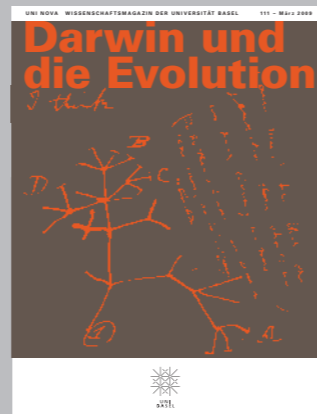
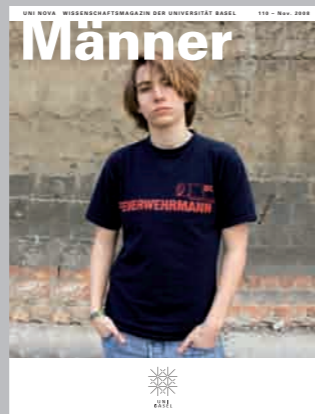
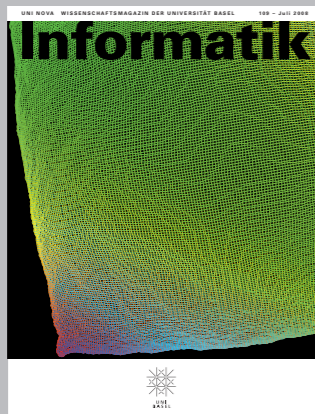
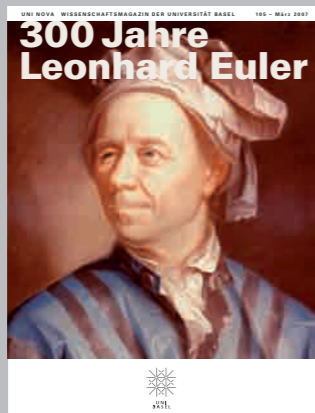


# Afrika

Basel und der Kontinent  
Gesundheit für Mensch und Tier  
Kultur und Literatur der Städte  
Kampf gegen den Sklavenhandel  
Korruption und Bestechlichkeit  
Eine Plakatsammlung  
Spielfeld Frauenfußball  
Pflanzenwirkstoffe im Test  
Tropische Fische und Amphibien

Von Familien- und Erwerbsarbeit  
Wenig Wissen über Sonnenschutz  
Die Ägyptologin und ihr Grabfund



Für frühere Ausgaben und Neuabonnements:  
[www.unibas.ch/uninova](http://www.unibas.ch/uninova),  
 Tel. 061 267 30 17 oder  
[kommunikation@unibas.ch](mailto:kommunikation@unibas.ch)

Editorial

Stadtsafari

Afrika in Basel – das sind persönliche Erinnerungen an eine Stadtführung durch zwei Geschichtsstudentinnen: die Elefantenskulptur an der Münsterapsis; die Basler Mission, die hier ab 1815 Hunderte von Missionaren aus ganz Europa ausbildete und in die Welt hinaus schickte; die schwarzen Bediensteten, die hier in den besseren Häusern bereits im 19. Jahrhundert arbeiteten; «Völkerschauen» im Zoologischen Garten bis in die 1930er-Jahre; die Jazzcafés «Tropic» und «Atlantis», vollgestopft mit exotischen Souvenirs und lebenden Tieren; dann auch die Basler Handelsgesellschaft, Anti-Apartheid-Proteste und die African Shops, in denen sich heute Migranten treffen.

Die Stadt mitten in Europa und der grosse Kontinent – trotz aller Unterschiede verbindet sie eine langjährige und konstante Tradition. Die Beziehungen wirtschaftlicher, politischer, kultureller und auch wissenschaftlicher Art haben Spuren hinterlassen und die Entwicklung der Stadt beeinflusst. So hat sich die Universität Basel zum Zentrum der Afrikaforschung in der Schweiz entwickelt, was auch auf Institutionen wie das Schweizerische Tropen- und Public Health-Institut, die Mission 21, das Museum der Kulturen und die Basler Afrika Bibliographien zurückzuführen ist. Das vor zehn Jahren gegründete Zentrum für Afrikastudien Basel (ZASB) koordiniert die wissenschaftlichen Aktivitäten an der Universität, bindet ausser-universitäre Partner in das Netzwerk ein und bietet einen interdisziplinären Studiengang an. Zudem ist die Universität Basel «Leading House» in der bilateralen Forschungszusammenarbeit zwischen der Schweiz und Südafrika.

Es gibt viele Gründe, sich wissenschaftlich mit dem Kontinent auseinanderzusetzen, und ein wichtiger davon ist, mitzuhelfen, Probleme zu lösen. Der Schwerpunkt dieser Ausgabe zeigt an einigen ausgewählten Beispielen, in welchen Gebieten Basler Forschende Wissen über Afrika zusammentragen: in Soziologie, Medizin, Zoologie, Biogeografie, Pharmazie, Ethnologie, Geschichte, Literaturwissenschaft. Die vielfältigen Anforderungen, die sich ihnen stellen, gehen zunehmend über die Fächergrenzen hinaus, was interdisziplinäres Forschen empfiehlt. Zudem tauschen sich Wissenschaftler aus dem Norden immer mehr mit ihren Kolleginnen und Kollegen im Süden aus und stossen dabei auf neue Fragestellungen, Methoden und Resultate. Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre!

Christoph Dieffenbacher, Redaktion UNI NOVA

Inhalt

<b>Schwerpunkt: Afrika</b>	
<b>Afrikaforschung in Basel</b> Potenziale und Grenzen	6
«One Health» für Mensch und Tier Zusammenarbeit im Gesundheitswesen	8
Wie Gesundheit und Resilienz zusammenhängen Rückgriff auf eigene Ressourcen	10
Die Kultur afrikanischer Städte Unsichtbare Ordnung, faszinierende Vielfalt	13
Kampf gegen den Sklavenhandel Kapstadt als Etappe von Sklavenschiffen	15
Korruption – vom Mittelmeer bis ans Kap? Bestechlichkeit als internationales Phänomen	18
Afrika im Plakat Die Sammlung der Basler Afrika Bibliographien – eine Auswahl	20
Urbane Topografien in Südafrika Literarische Impressionen aus Johannesburg	36
Fussball in Afrika – Spielfeld der Frauen Eine Sportart im Schatten	39
Neue Wirkstoffe aus südafrikanischen Pflanzen? Heilmittel gegen Tropenkrankheiten	41
Leben und forschen am Tanganjikasee Buntbarsche als Modell	43
Amphibien und ihre Evolution Erforschte Lebensräume	45
<b>Forschung</b>	
Porträt Susanne Bickel In der Gedankenwelt Altägyptens	48
Medizin Wenig Wissen über Sonnenschutz	51
Archäologie Gut versorgte Bronzezeit-Bergleute	52
<b>Rubriken</b>	
Editorial Stadtsafari	3
In Kürze Rote Teller, Oberarm, Erasmus	4
Im Interview Tomke König über Familien- und Erwerbsarbeit	5
Kolumne von Klaus Neumann-Braun Nachhaltigkeit und Information	47
Bücher Kilimandscharo, Armutspolitik, Überläufer	54
Webtipp Kurt Schmidheiny, Ökonom	55
Uni Basel im Web Bewegungsfreundliche Schule	55
Termine, Impressum	56
<b>Titelbild und Bildteil</b>	
Das Titelbild und die Abbildungen im Innern des Schwerpunktteils zeigen Beispiele aus der umfangreichen Plakatsammlung der Basler Afrika Bibliographien. Die Sammlung konzentriert sich auf Plakate aus Namibia und Südafrika, die meisten davon aus den Bereichen Wahlen, Solidaritäts- und Befreiungsbewegungen, Aufklärung, Wirtschaft und Tourismus.	



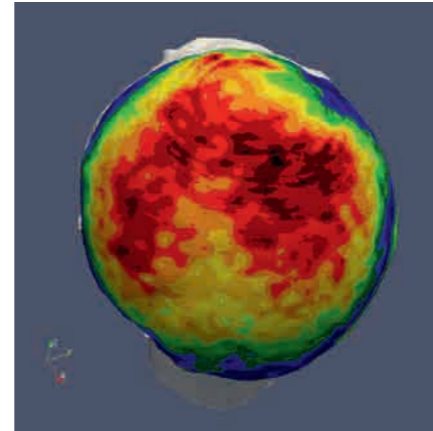
### Rot dämpft Essen und Trinken

Bekannt ist, dass Rot beim Menschen in der Regel mit Assoziationen wie Verbot oder Gefahr einhergeht. Eine ähnliche Wirkung scheint die Farbe nun auch auf das Ess- und Trinkverhalten zu haben. Wie Oliver Genschow und Leonie Reutner vom Institut für Psychologie der Universität Basel an zwei Tests herausfanden, assen die Probanden weniger Snacks von roten Tellern als von blauen oder weissen, und sie tranken ebenfalls weniger aus Bechern mit roten Aufklebern als aus Bechern mit blauen Aufklebern. Beim ersten Versuch konnten sich 109 Personen an einem Tag der offenen Tür mit Salzbrezeln aus verschiedenfarbenen Tellern bedienen, wobei aus den roten nur etwa halb so viel konsumiert wurde. 41 Studenten beteiligten sich am zweiten Versuch, der ergab, dass sie aus den rot gekennzeichneten Bechern im Durchschnitt rund 40% weniger Süssgetränke zu sich nahmen als aus den blau markierten. Keinen Einfluss hatte die Farbe Rot darauf, wie gut die Snacks und die Getränke den Probanden schmeckten. Die Ergebnisse deuten darauf hin, dass Rot wie ein subtiles Stoppsignal wirkt – auch unbewusst und ausserhalb der fokussierten Aufmerksamkeit.



### Spanische Erasmus-Übersetzung

Forscher der Universität Basel haben eine bisher unbekannte spanische Übersetzung der Satire «Lob der Torheit» des Erasmus von Rotterdam (1465–1536) entdeckt. Prof. Harm den Boer und Dr. Jorge Ledo vom Institut für Iberoromanistik fanden die aus dem 17. Jahrhundert stammende Handschrift in der Bibliothek der portugiesischen Synagoge von Amsterdam und konnten das Manuskript als erste bekannte spanische Übersetzung des auf Latein verfassten Werks identifizieren. Der Text ist in einer deutlich erkennbaren iberischen Handschrift auf Papiere im Quarto-Format geschrieben, die in einen Umschlag aus Kalbspergament eingebunden sind. Sprachliche Eigenschaften lassen die Forscher vermuten, dass das Manuskript auf einen älteren Text aus dem 16. Jahrhundert zurückgeht, der als verloren gilt. Der Fund ist von grosser Bedeutung, weil das um 1509 entstandene «Lob der Torheit» und andere Werke des niederländischen Humanisten Erasmus von Rotterdam durch die spanische Inquisition 1559 auf den Index der verbotenen Schriften gesetzt worden war. Erst acht Jahre nach der definitiven Auflösung der Inquisition konnte 1842 eine gedruckte spanische Übersetzung erscheinen.



### Mineralisation im Oberarmknochen

Wegen langjähriger Überlastung oder nach Unfällen leiden Menschen im Schultergelenk oft an schwerer Arthrose, was einen Gelenkersatz nötig macht. Nach solchen Operationen kann es aber häufig zu Komplikationen kommen, nämlich dann, wenn der oberste Teil des Oberarmknochens (Humeruskopf) nicht genau zentriert ist und so die Gelenkpfanne ungleichmässig belastet. Würden solche Fälle rechtzeitig identifiziert, könnte dies die Ergebnisse von Operationen möglicherweise verbessern. Forschende am Anatomischen Institut der Universität Basel um Prof. Magdalena Müller-Gerbl berichten nun, dass die Verteilung der Mineralisierung in der Knochensubstanz des Humeruskopfs mit einer bestimmten Art von Computertomografie (CT-Osteoabsorptiometrie) am Lebenden dargestellt werden kann, was Informationen über die individuelle Beanspruchung liefert. Für ihre Studie untersuchten die Forschenden mittels dieser Technik 69 Humerusköpfe und fanden typische Muster in der Dichte der Mineralisation der unter dem Knorpel liegenden Knochenplatte; die meisten der Proben (71%) zeigten dabei eine Mineralisierung mit zwei Zentren.

## «Ideal wäre, wenn beide alles machen»



Die Soziologin und Geschlechterforscherin Tomke König hat untersucht, wie und warum Paare mit kleinen Kindern eine bestimmte Arbeitsteilung wählen. Immer mehr Männer und Frauen wollen Familien- und Erwerbsarbeit leisten – allerdings gelingt das nicht allen. Interview: Christoph Dieffenbacher

### Wie haben Sie Ihre eigene Familie mit Kindern und Partner organisiert?

Mein Mann und ich haben uns entschieden, auch mit den Kindern, heute 5 und 3½, erwerbstätig zu bleiben, sie gemeinsam zu betreuen und den Haushalt zu machen. Zusätzlich haben wir aber eine Putzhilfe, ein Kindermädchen und für beide Kinder einen ganztägigen Kindergartenplatz. Obwohl wir also auf eine gute Infrastruktur zurückgreifen können, spüren wir beide die Doppelbelastung.

### Bis vor wenigen Jahrzehnten war klar, welche Aufgaben Väter und Mütter in den Familien hatten. Welche Entwicklungen haben dazu geführt, dass das heute anders ist?

Die geschlechtliche Arbeitsteilung setzt voraus, dass das Einkommen der Männer hoch genug ist, um eine Familie zu ernähren. Aufgrund von ökonomischen Veränderungen trifft das aber für immer weniger Männer zu. Zudem hat bei vielen Frauen und Männern die Bereitschaft abgenommen, auf all das zu verzichten, was in der traditionellen Geschlechterordnung dem jeweils anderen Geschlecht vorbehalten ist. Das Interesse und die Möglichkeit der Frauen an einer Erwerbsbeteiligung sind seit den 1960er-Jahren kontinuierlich gestiegen. Heute sind aber auch viele Männer nicht mehr bereit, dem Ideal einer bestimmten Männlichkeit zu folgen, und wollen sich aktiv an der Betreuung und Erziehung der Kinder beteiligen. Diese neuen Vorstellungen davon, was ein «gutes Leben» als Frau und als Mann ausmacht, dynamisieren die Arrangements familialer Arbeitsteilung.

### Wird dies in den Familien als befreiend erlebt oder geht dies mit neuen Belastungen einher?

Dr. Tomke König (\*1966) studierte Kulturanthropologie in Frankfurt und war 2002 bis 2010 am Zentrum Gender Studies der Universität Basel tätig. Seit 2011 vertritt die promovierte Soziologin die Professur «Sozialwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung» an der Universität Bielefeld. Ihre Habilitation «Familie heisst Arbeit teilen. Transformationen der symbolischen Geschlechterordnung» erscheint im März (UVK, Konstanz 2012).

Befreiend an der neuen Rollenverteilung ist, dass sich Geschlechterbilder verändern. Dass eine Frau merkt, dass sie noch eine Frau bleibt, wenn sie Dinge tut, die sonst Männer tun – dass sie eine gute Mutter sein und gleichzeitig Karriere machen kann. Belastend ist dagegen, dass es immer weniger Phasen der Entspannung und des Nichtstuns gibt. Und: Wenn im Haushalt beide Partner alles machen, gibt es immer mehrere Arten, es zu machen – und die Frage, wie es denn «richtig» ist. Konflikte sind also im Alltag solcher Paare die Regel. Der Umgang damit will erlernt sein – da muss man auch einiges ertragen können und Toleranz entwickeln.

### Was müsste passieren, damit Erwerbs- und Familienarbeit gleichgestellt sind?

«Frauenberufe» werden aufgewertet, wenn sie vermehrt Männer ausüben. Im Kontext des Privaten gelingt das den Männern nicht. Hausmänner, die ganz für Kinder und Haushalt sorgen, erfahren eine Abwertung – genauso wie die Frauen früher. Das liegt daran, dass das Private nach wie vor weiblich konnotiert ist. Will man das verändern, so müsste man etwa Fürsorgeberufe systematisch aufwerten, über die Art der Ausbildung und die Höhe der Löhne. Nützlich wäre aber auch, wenn die Spielregeln in der Berufswelt verändert würden. So sollte eine Berufskarriere nicht nur in Vollzeit möglich sein. Berufslaufbahnen müssten Spielraum für Unterbrüche lassen, in denen sich Frauen und Männer der Familie widmen können. Wenn es gelingen würde, die geschlechtliche Kategorisierung der Sphären aufzuheben, könnten alle Formen gesellschaftlich notwendiger Arbeit gleich bewertet werden.

# Afrikaforschung in Basel

Wenn wir europäische Phänomene verstehen wollen, ist es sinnvoll, auch Wissen aus anderen Kontinenten einzubeziehen. Forschung zu Afrika hat in Basel eine lange Tradition. Elísio Macamo



Es war der Schweizer Physiker Auguste Arthur de la Rive, der um 1820 eine Lampe mit elektrischem Licht entwickelte und daher als früherer Miterfinder der Glühlampe gilt. An Symbolkraft ist seine Entdeckung nicht zu überbieten, steht Licht doch für Fortschritt, Unterwerfung der Natur und Entfaltung der Vernunft. Man könnte sogar ohne viel Pathos behaupten, dass die Schweiz viel dazu beigetragen hat, die Welt zu be- und erleuchten, denn sie hat auf dem Globus viel bewegt – besonders in Afrika. So geht etwa auch die Entdeckung der insektiziden Wirkung von DDT im Jahr 1939 auf das Konto eines Schweizers, Paul Hermann Müller. Zwar hat dieses Insektenbekämpfungsmittel kontrovers diskutierte Nebenwirkungen, doch es ist nach wie vor eine wichtige Ressource bei der Bekämpfung der Malaria. Selbst profane Erfindungen wie die Beutelsuppe und die Suppenwürze von Julius Maggi in den 1880er-Jahren haben sich seither in Afrika zu Verkaufsschlagnern entwickelt. So gesehen irrte Theodor Fontane, als er sagte, dass die «Schweizen» immer kleiner werden. Gemessen an der Bedeutung dieses Landes für viele Lebensbereiche lautet der Trend in Afrika genau umgekehrt: Hier wird die Schweiz immer grösser.

## Problembezogen

Aber auch in der Schweiz wird Afrika immer bedeutender. Diese Entwicklung hat sich seit der Gründung des Zentrums für Afrikastudien (ZASB) an der Universität Basel vor zehn Jahren eindeutig manifestiert. Hier wird im Verbund mit anderen Institutionen Forschung betrieben, die sich bereits seit Langem mit dem Kontinent befasst: mit der Mission 21, den Basler Afrika Bibliographien und dem Schweizerischen Tropen- und Public Health-Institut (Swiss TPH). Auch anderswo in der Schweiz wird über Afrika geforscht, doch nirgends finden sich eine solche Dichte an unterschiedlichen Fächern sowie eine derart enge Zusammenarbeit und Forschungsintensität wie hier. Dazu kommen ein grosses öffentliches Interesse und eine konsequente Förderung durch die Universitätsleitung, die den Standort Basel kennzeichnen. Wenn Afrika in der Schweiz immer grösser geworden ist, lässt sich im Besonderen auch sagen: In Basel ist der Kontinent am grössten.

Die Basler Afrikaforschung ist in erster Linie problembezogen, was ihre fünf Achsen zum Ausdruck bringen: Umwelt und Lebensbedingungen; öffentliche Gesundheit und Ge-

sellschaft; Wissen, Wissenschaft und Technik; Politik und Staatlichkeit; sowie Kreativität und Medialität. Es sind alles Bereiche, die unmittelbar mit dem Alltagsleben zu tun haben. Die daraus hervorgehende Forschung zielt darauf ab, Aussagen zu treffen, die uns Afrika nicht nur verständlicher machen, sondern auch die Potenziale und die Grenzen unseres Engagements in Afrika aufzeigen.

## Forschung im Austausch

So widmet sich das Swiss TPH seit über einem halben Jahrhundert dem Wohlbefinden der Menschen in den Tropen und besonders in Afrika, und zwar durch Forschung zu Krankheit und Gesundheit. Seine institutionellen Kooperationen mit Ländern wie Tansania und Côte d'Ivoire sind unter Kennern legendär und wegweisend. Mit Programmen wie jenem zur Bekämpfung der Malaria gehört das Institut zu einem der innovativsten. Auch die sozialwissenschaftliche Forschung, allen voran die Sozialanthropologie, hat sich durch ihre wichtigen Arbeiten zu den Themen Vertrauen und Wiederherstellung von Normalität nach Bürgerkriegen etabliert. Nicht zuletzt wird auch in den Umweltwissenschaften, der Biologie, der Geschichte und der Soziologie Afrikaforschung auf hohem Niveau betrieben.

Neben der Problembezogenheit ist die Afrikaforschung in Basel durchaus auch theoretisch und methodisch orientiert. So werden hier – was weitherum bekannt ist – Ansätze bevorzugt, die vom Austausch zwischen den verschiedenen Fächern geprägt sind. Dies tritt am deutlichsten in der Gesundheitsforschung zutage, in der nicht nur Krankheiten und Medikamente untersucht werden, sondern auch die gesellschaftlich relevante Verwundbarkeit (Vulnerabilität) der Bevölkerung, die in den meisten Ländern Afrikas unter prekären Bedingungen lebt. Hier braucht es sozialwissenschaftliches Wissen, welches das medizinische Wissen ergänzt; auch Fachleute aus Ethnologie und Geschichte sind dabei beteiligt. Und so soll es auch in Zukunft sein: Im Zentrum unserer Forschung steht jeweils immer auch die Frage, welche methodischen und theoretischen Folgerungen aus der interdisziplinären Arbeit hervorgehen. Denn Interdisziplinarität wird zwar überall grossgeschrieben, aber nur selten wird ihr Anspruch auch eingelöst.

Die Afrikaforschung gehört zu einem Zweig der Wissenschaft, der *Area Studies* genannt wird. Es herrscht zuweilen die Vorstellung, diese Art von Forschung erzeuge einzig Wissen, das für eine bestimmte Region von Relevanz ist. Dahinter steht die wohl jahrhundertealte Überzeugung, dass Europa von andern Weltgegenden nichts lernen könne. Diese Vorstellung ist höchst problematisch. Die Afrikaforschung in Basel will ihr entgegenwirken, indem sie den Beitrag genauer herausarbeitet, den sie für die einzelnen Fächer leisten kann. Positive Erfahrungen in diesem Bereich gibt es bereits. So hat eine historische Studie aufgezeigt, dass Schweizer Missionare, die in Afrika tätig waren, wesentlich zur Produktion

von Wissen über den Kontinent beigetragen haben. Während dieses Prozesses erlangten sie auch ein besseres Verständnis der schweizerischen Verhältnisse und trugen damit wesentlich zum Bild und Selbstverständnis der Schweiz bei.

## Die Vielfalt der Welt

Ein weiteres Beispiel ist eine aus Basler und südafrikanischen Forschenden bestehende Gruppe, die in vergleichenden Studien mehrere politische und soziale Phänomene in der Schweiz aus einer afrikanischen Perspektive beleuchtet hat. So haben Wissenschaftler aus Südafrika die Autonomiebestrebungen im Jura und den Bericht der Bergier-Kommission vor dem Hintergrund ähnlicher Probleme in ihrer Heimat unter die Lupe genommen. Obgleich ihre Forschungen noch nicht abgeschlossen sind, zeichnet sich bereits ab, welche Bedeutung der sogenannte «Regard croisé» – die gegenseitige Betrachtung eines Phänomens durch Forschende aus zwei unterschiedlichen Ländern – für die Verfeinerung der vergleichenden Methoden in der allgemeinen Wissenschaft hat. Sie zeigen nämlich, dass Begriffe – die Hauptwerkzeuge der (Sozial-)Wissenschaft – ihre Arbeit dann am besten verrichten, wenn sie nicht nur aus der Optik der europäischen Geschichte verstanden werden. Dagegen leisten die Begriffe mehr, wenn sie als Möglichkeit verstanden werden, der Vielfalt der Welt Ausdruck zu verleihen. Der Blick aus Afrika schärft die Wahrnehmung dieser Vielfalt.

Im Jahr 1930 überflog der Schweizer Walter Mittelholzer als erster Pilot überhaupt den Kilimandscharo in Tansania. Wenn er heute über den Kontinent fliegen würde, würde er wohl nicht nur darüber staunen, wie viele Gegenden als «Schweiz» bezeichnet werden: etwa die Schweiz Schwarzafrikas (Côte d'Ivoire), die kamerunische Schweiz (Tugi) oder die afrikanische Schweiz (Lesotho). Er würde sich wahrscheinlich auch darüber wundern, dass das in der Afrikaforschung generierte Wissen noch immer kaum einbezogen wird, wenn es darum geht, Licht auf europäische Phänomene zu werfen. «Die Welt wird untergehen oder verschweizern», verkündete einst Friedrich Dürrenmatt. So weit muss es vielleicht nicht kommen. Es genügt schon, wenn sich das Wissen über die Welt «afrikanisieren» würde. Denn was wir über Afrika wissen, hängt davon ab, was wir *denken*, über uns selbst zu wissen: Der Erwerb von Wissen über andere Gesellschaften erfolgt meistens über die Spiegelung der eigenen Verhältnisse in jenen, die wir beobachten.

Prof. Elísio Macamo ist Assistenzprofessor für Afrikastudien und Sprecher des Zentrums für Afrikastudien an der Universität Basel; dieses hat in den letzten Jahren wesentliche Unterstützung durch die Humer-Stiftung für akademische Nachwuchskräfte, die Carl Schlettwein Stiftung und die Syn-genta Foundation erhalten.

Bild S.6: Accra, Canoe Crew with H. Fleischhammer, about 1911. Ref.-Nr. QU-30.003.0035, Archiv der Basler Mission (bearbeitet).

# «One Health» für Mensch und Tier

Weil die Human- und die Tiermedizin die gleichen fachlichen Grundlagen haben, sollten sie eine möglichst nahe Zusammenarbeit anstreben. Dafür prägte der US-Veterinärepidemiologe Calvin Schwabe bereits in den 1960er-Jahren den Begriff «One Medicine». Das Schweizerische Tropen- und Public Health-Institut (Swiss TPH) zeigt, wie eine solche Kooperation zu mehr Gesundheit von Mensch und Tier führt – und dass dabei auch Mittel eingespart werden können. Jakob Zinsstag und Marcel Tanner



Am Ende des 19. Jahrhunderts erlebte die Zusammenarbeit von Human- und Tiermedizin als «vergleichende Medizin» einen Höhepunkt. Rudolf Virchow, der Begründer der Zellpathologie, sagte vor dem preussischen Senat im Zusammenhang mit der Bekämpfung der Rindertuberkulose: «Zwischen der Tier- und der Humanmedizin gibt es keine Trennungslinie noch sollte es eine geben.» Später entstanden immer mehr neue Fachdisziplinen, und die Veterinär- und Humanmedizin gingen eigene Wege. Trotz grosser Erfolge bei der Bekämpfung von sogenannten Zoonosen – Krankheiten, die zwischen Tier und Mensch übertragbar sind – arbeiteten die beiden medizinischen Disziplinen immer weniger zusammen und wenn, dann bedrängt durch neu auftretende Krankheiten.

Das Swiss TPH hat Schwabes «One Medicine» zum Ausgangspunkt der Erforschung der Schnittstelle zwischen Menschen und Tieren in Afrika und Asien genommen. Dabei geht es einerseits darum, die Übertragungsrisiken und die Übertragungsdynamik von zoonotischen Erkrankungen auf molekularer Ebene wie auch auf jener der Bevölkerung zu erfassen. Andererseits sollen aufgrund der Befunde der epidemiologischen Grundlagenarbeit, die sich vor allem auch der Molekularepidemiologie bedient, neue Bekämpfungsstrategien geprüft und in verschiedenen Gesundheitssystemen kostengünstig und kostenwirksam umgesetzt werden. «One Health» – so das neue Konzept, das «One Medicine» durch eine ausdrücklich präventive Ausrichtung auf die öffentliche Gesundheit erweitert – wird damit durch gezielte

Grundlagen- und angewandte Forschung zu einem Grundpfeiler von Public Health in Entwicklungsländern. Drei Beispiele aus noch laufenden Projekten in Afrika mögen dies illustrieren.

## Impfdienste, Ernährung, Volkswirtschaft

Im zentralafrikanischen Land Tschad sind in bestimmten Bevölkerungsgruppen viel mehr Kühe als Kinder geimpft. Die Forschungsarbeiten haben dazu beigetragen, die Prioritäten im Gesundheitswesen aus der Sicht der Behörden und der Bevölkerung festzulegen, was konkret zu gemeinsamen Impfdiensten für Tier und Mensch geführt hat. Die Kinder und Frauen kommen nun zu mehr vorbeugenden Impfungen, zu denen sie sonst keinen Zugang gehabt hätten, und auch die Veterinärdienste werden gestärkt.

In den halbtrockenen Sahelgebieten ist Milch – etwa von Dromedaren – häufig die einzige Quelle für Vitamin A, über welche die Nomadenbevölkerung verfügt. Forschungsarbeiten haben nun gezeigt, dass der Vitamin-A-Gehalt der Milch stark vom jahreszeitlich schwankenden Gehalt an Beta-Carotin im Gras abhängig ist. So wird der Vitamin-A-Status zum wichtigen Indikator für die Gesundheit von Frauen und Kindern, der direkt mit ihren Tieren und ihrer Weide zusammenhängt.

Die Tollwut, obwohl in weiten Teilen der Welt eliminiert, bedroht noch immer Millionen von Menschen, vor allem in Entwicklungsländern. Die vorherrschende Form wird dort hauptsächlich von Hunden übertragen, was besondere

Probleme im städtischen Umfeld schafft. Die Verantwortlichen im Gesundheitswesen fragen nach den besten präventiven und kurativen Ansätzen. Eine unserer Studien aus N'Djaména, der Hauptstadt des Tschads, zeigt auf der Grundlage eines mathematischen Modells der Hund-Mensch-Tollwutübertragung, wie sich eine Massenimpfung von Hunden nach sechs Jahren als wirtschaftlicher und kostenwirksamer herausstellt, als wenn nur Menschen nach Hundebissen geimpft werden. Diese Strategie wird derzeit umgesetzt und setzt Zeichen für Massnahmen auch in anderen Städten.

## Potenzial in der Schweiz

Diese Beispiele lieferten nicht nur wertvolle wissenschaftliche Erkenntnisse, die umsetzbar oder bereits umgesetzt sind, sondern stimulieren auch sowohl die Forschung als auch eine Umsetzung bei uns in der Schweiz. So zeigten sich Gesundheitspolitiker hierzulande interessiert an «One Medicine/One Health», forderten aber mehr Evidenz und Zahlen. Zurzeit untersucht ein Projekt des Nationalen Forschungsschwerpunkts «North-South – Mitigating syndromes of global change» das gesamte Potenzial von «One Health» in der Schweiz; es umfasst auch eine verbesserte Kommunikation auf allen Ebenen, von der Praxis über die Forschung bis zu den Behörden.

Aus der Arbeit in Afrika lernen wir, wie zum Beispiel die Überwachung ansteckender Krankheiten landesweit vernetzt werden könnte. So würde jeder Sektor in Echtzeit über das gesamte Vorkommen an meldepflichtigen Infektionskrankheiten informiert und könnte raschere und wirksamere Massnahmen treffen. Ein weiterer Ansatz sind miteinander gekoppelte Krebsregister, da mögliche Expositionen gegen Krebs sowohl Menschen wie Tiere betreffen und damit vielleicht rascher identifiziert werden könnten. So wissen wir, dass Heimtiere von Rauchern ebenso einem höheren Lungenkrebsrisiko ausgesetzt sind, dass Hundehalter oft weniger Übergewicht haben und dass generell Halter von Heimtieren oft weniger depressiv sind. Zahlreiche Möglichkeiten einer engeren Zusammenarbeit zwischen Human- und Tiermedizin sind vorstellbar.

Kanada hat bis heute «One Health» am konkretesten umgesetzt: Alle Untersuchungen von hoch ansteckenden Krankheiten bei Mensch und Tier werden in einem einzigen Labor durchgeführt, und eine vollständig integrierte Überwachung für Antibiotikaresistenzen und Durchfallerreger bei Mensch und Tier wurde aufgebaut. Die Weltbank schätzt die möglichen Einsparungen von «One-Health»-Ansätzen weltweit auf mindestens 6 Milliarden Dollar pro Jahr. In Zeiten knapper finanzieller Mittel im Gesundheitssektor werden diese Überlegungen für den Norden und den Süden interessant. Erfahrungen aus Afrika, wie wir sie am Institut machen, führen nun zu Studien, die versuchen, den Mehrwert an Gesundheit und Wohlbefinden von Mensch und Tier sowie die finanziellen Einsparungen vorherzusagen.

In zunehmendem Mass reagiert die Umwelt auf durch den Menschen verursachte Faktoren wie Luftverschmutzung, Klimaerwärmung, veränderte Wasserkreisläufe, Artenverlust und verringerte Bodenfruchtbarkeit. Die Erhaltung der Gesundheit kann sich nicht mehr auf Mensch und Tier beschränken, sondern muss die Ökosysteme mit einschliessen. Während diese Einsicht im Norden rasch Unterstützung findet, ist ein solches Bewusstsein in Afrika noch wenig ausgeprägt. «One Health» muss als Teilbereich von «Eco Health» verstanden werden. Längst erkannt ist der Zusammenhang zwischen Gesellschaft und Gesundheit, der zum Beispiel eine enge Verknüpfung von Armut und Krankheitsanfälligkeit aufzeigt. Wir sprechen dabei von Mensch-Umwelt-Systemen oder sozioökologischen Systemen, welche die Gesundheit wechselseitig beeinflussen. Gerade bei extremer Mittelknappheit und vorherrschenden Armut- und anderen Extremsituationen gilt es, durch interdisziplinäre Forschung, die auch die Sozialwissenschaften einschliesst, solche systemischen Zusammenhänge besser kennenzulernen. Dies, um transdisziplinäre Lösungen vorzuschlagen, die Menschen und Tiere gesünder machen und gleichzeitig die Umwelt erhalten. Nur Lösungen, die alle Bereiche einschliessen, sind dauerhaft und nachhaltig. Die Erforschung der Situation der Nomaden in Westafrika schafft zum Beispiel Erkenntnisse, die auch für andere Weltgegenden gültig sind.

Nebst dem systemischen Arbeitsansatz ist auch der Forschungsprozess selbst entscheidend. Unsere Arbeit in Zusammenarbeit mit Ländern des Südens zeigt deutlich, dass die erzielten Erkenntnisse nur mit einem partnerschaftlichen Ansatz auf der Basis der durch praktische Erfahrungen gemeinsam generierten Prinzipien erreicht werden können; dazu gehört auch die Ausbildung von Fachkräften vor Ort. Die Zusammenarbeit im Bereich von «One Health» in Afrika und Asien hat bis heute zu 16 Doktor- und 12 Masterarbeiten am Swiss TPH/Universität Basel geführt, wobei mehr als ein Drittel der Absolventen aus dem Süden stammen.

Eine engere Zusammenarbeit von Human- und Tiermedizin im Rahmen eines Konzepts von «One Health» hat ein grosses Potenzial, Mensch- und Tiergesundheit rasch, wirksam und nachhaltig zu verbessern und damit auch die gesamte Entwicklung einer Bevölkerung und eines Ökosystems positiv zu beeinflussen. Von besonderer Bedeutung scheint die Kombination von Forschung, Lehre und direkter Verantwortung in der Umsetzung der Ergebnisse, was nebst dem partnerschaftlichen Ansatz und der Stärkung lokaler Kapazitäten und Lösungswege vor allem auch zur Akzeptanz der Forschung und der vorgeschlagenen Massnahmen durch die betroffene Bevölkerung führt. Gemeinsam lernen, um zu verändern – das wird dadurch aktiv gelebt.

Prof. Jakob Zinsstag ist Titularprofessor für Epidemiologie und Prof. Marcel Tanner Ordinarius für Epidemiologie und medizinische Parasitologie am mit der Universität Basel assoziierten Schweizerischen Tropen- und Public Health-Institut (Swiss TPH) in Basel.

# Wie Gesundheit und Resilienz zusammenhängen

Ein neues Zauberwort beflügelt derzeit Wissenschaft und Praxis: «Resilienz», die Fähigkeit, Schwierigkeiten durch den Rückgriff auf die eigenen Ressourcen zu meistern. Basler Forschungsprojekte widmen sich diesem Begriff und fragen, wie soziale Resilienz zur Gesundheit der Bevölkerung beitragen könnte – etwa in Afrika. Brigit Obrist

«Resilienz» (vom lateinischen *resilire*, «zurückspringen») wurde von der Physik in die Wissenschaft eingeführt, um die Eigenschaft bestimmter Werkstoffe zu bezeichnen, trotz grosser Belastung nicht zu zerbrechen. Die Psychologie übertrug den Begriff auf den Menschen. Heute beschäftigen sich zahlreiche Wissenschaften, von der Pädagogik über Neurowissenschaften bis zur Verhaltensbiologie, mit Resilienz. Auch in der Ökologie erlebt die Resilienzforschung einen Boom, allerdings stehen dort nicht Menschen, sondern sozio-ökologische Systeme im Brennpunkt.

Beispiele für menschliche Resilienz sind Lebensgeschichten von Menschen, die trotz eines schlechten Starts ins Leben oder Schicksalsschlägen kompetente Mitglieder ihrer Gesellschaft wurden. In der Selbsthilfeleratur erscheinen fast monatlich neue Titel zum Thema, und Kurse zur Stärkung der Resilienz erfreuen sich zunehmender Beliebtheit. Auch die Entwicklungszusammenarbeit und die Katastrophenhilfe haben den Begriff entdeckt. Interventionen sollen rund um den Globus die Resilienz von Individuen, Gemeinschaften und Gesellschaften im Umgang mit politischen, ökonomischen und ökologischen Krisen stärken.

## Städte im Wandel

Unser Interesse an Resilienz erwachte in afrikanischen Städten, die in einem tief greifenden und durch die Globalisierung beschleunigten gesellschaftlichen Wandel begriffen sind. Bereits in einem ersten Projekt 1992 in Dar es Salaam (Tansania) ging es darum, gesundheitsfördernde Initiativen von Stadtbewohnern ausfindig zu machen. Dies war das erste von vielen Projekten, in denen das Ethnologische Seminar eng mit dem Schweizerischen Tropen- und Public Health Institut zusammenarbeitete. Die Erfahrung hatte nämlich gezeigt, dass der medizinisch definierte Risikoansatz als Grundlage für die Gesundheitsförderung in afrikanischen Städten nicht ausreicht. Was es braucht, sind Konzepte, die an den primären Ursachen von Krankheit ansetzen und Wege

zur Meisterung von Gesundheitsrisiken aufzeigen. Der Resilienzansatz kann zu diesem Perspektivenwechsel beitragen.

In Wissenschaft und Praxis melden sich aber auch Stimmen zu Wort, die den Resilienz-Hype kritisch hinterfragen. Sie warnen vor der Gefahr, dass mächtigere Menschen schwächere manipulieren, um erwünschtes Verhalten zu gewährleisten. Im Zeichen des Neoliberalismus könnte Resilienz auch als Rechtfertigung für eine Reduktion sozialer Dienstleistungen genutzt werden, nach dem Prinzip «Jeder soll sich selber helfen». Aus methodologischer Sicht stellt sich die Frage, ob und wie Resilienz aus der untersuchten Realität erschlossen werden soll, da sie weder direkt beobachtet noch gemessen werden kann. Wie auch immer Resilienz definiert wird, dem Begriff liegt immer ein normatives Konzept zugrunde, und zwar in einem doppelten Sinn: was die Bedrohung angeht und was das Ergebnis im Umgang mit dieser Bedrohung betrifft. Wer bestimmt die Kriterien der Beurteilung und mit welcher Begründung?

## Mindestens eine Bezugsperson

Solche Fragen stellen sich führende psychologische Resilienzforscherinnen wie Suniya Luthar und Ann Maston in ihren Arbeiten mit Bezug auf die USA. Wir gehen ihnen mit Blick auf die Gesundheitsförderung in afrikanischen Städten nach. Können hier Erkenntnisse der Psychologie und benachbarter Wissenschaften in Wert gesetzt werden? Und wenn ja, wie? Können umgekehrt Konzepte, Theorien und Methoden, die zur Erforschung von Resilienz in den USA und Europa entwickelt wurden, durch Untersuchungen in afrikanischen Kontexten vertieft und erweitert werden? Inspiriert von der Psychologie, schlagen wir einen Ansatz vor, wie Resilienz aus der Perspektive der Ethnologie und benachbarter Sozial- und Kulturwissenschaften untersucht werden kann. Diesen Ansatz skizzieren wir im Folgenden aufgrund von Erkenntnissen der Psychologie und erläutern ihn an empirischen Beispielen.

Die Resilienz-Pionierinnen Emmy Werner und Ruth Smith begleiteten auf der hawaiianischen Insel Kauai alle 698 Frauen und Männer, die 1955 geboren wurden, bis ins Jahr 1995 und sammelten zudem Daten zu ihrer Gesundheitssituation. Alle Untersuchten wuchsen in Armut auf und waren zahlreichen Widrigkeiten wie Arbeitslosigkeit, Alkoholismus oder Gewalt ausgesetzt. Obwohl die Startbedingungen für alle schlecht waren, wuchs ein Drittel der Kinder von Kauai zu selbstbewussten, fürsorglichen und leistungsfähigen Erwachsenen heran. Nach 40 Jahren hatten Erwachsene der «erfolgreicheren» Gruppe weniger gesundheitliche Probleme und eine geringere Todesrate als die übrigen zwei Drittel. Die Suche nach spezifischen Eigenschaften des «resilienten Menschen» blieb jedoch in dieser wie in vielen anderen Studien ergebnislos. Einen Unterschied gab es aber: Die «erfolgreicheren» Kinder hatten mindestens eine Bezugsperson, die sich um sie kümmerte. Das war nicht unbedingt die Mutter oder der Vater; auch eine Tante, ein Lehrer oder eine Nachbarin konnte diese Rolle einnehmen.

In der Psychologie bezeichnet Resilienz heute nicht eine Eigenschaft, sondern einen Prozess, nämlich das erfolgreiche Angehen gegen Gefährdungen. Das kann heissen, Risiken ausgesetzt zu sein, sich jedoch *ex ante* vor ihren Auswirkungen zu schützen, oder aber, falls ein Ereignis bereits eingetroffen ist, *ex post* die negativen Folgen zu bewältigen. Dieser positive Prozess wird laut Ansicht der Psychologie durch Fähigkeiten des Individuums (wie Selbstwirksamkeit oder Kompetenz) und äussere Faktoren (wie Unterstützung durch Eltern, andere Bezugspersonen oder Institutionen) in Gang gesetzt und aufrechterhalten.

## Von individueller zu sozialer Resilienz

Für die Ethnologie steht der Mensch nicht als Individuum, sondern als Mitglied einer Gesellschaft im Mittelpunkt. Somit rückt bei der Betrachtung von Resilienz die soziale Strukturierung des menschlichen Handelns in den Vordergrund. Wir fragen nach den gesellschaftlichen Kräften, die widrige Lebensbedingungen und -ereignisse bewirken, aber auch die persönliche Erfahrung von Widrigkeiten und die Einschätzung der eigenen Handlungsfähigkeit formen. Gleichzeitig überlegen wir, in welcher Subjektivität und Sozialität die Handlungsfähigkeit individueller und kollektiver Akteure verankert ist.

In Städten wird die von Menschen geschaffene Umwelt besonders gut greifbar. Schlechten Lebensbedingungen liegt in der Regel soziale Ungleichheit zugrunde, und diese verstärkt die Wirkung einschneidender Lebensereignisse. Was von wem und warum als Gefährdung wahrgenommen und eingeschätzt wird, ist ebenfalls sozial strukturiert. Bessergestellte fürchten sich vor der Verschmutzung ihrer Umwelt, während für sozial Schwächere die Erfüllung der Grundbedürfnisse im Vordergrund steht. Und selbst wenn eine Gefahr wahrgenommen wird, heisst das noch nicht, dass sie als

Risiko eingestuft wird, gegen das man etwas tun kann oder es sich anzugehen lohnt. Denn auch bei der Einschätzung der eigenen Handlungsfähigkeit spielen gesellschaftlich geformte Erfahrungen und Beurteilungen eine Rolle.

Wenn sich mehrere Menschen einig sind, dass eine Gefahr besteht und sie gegen diese angehen wollen, können sie Massnahmen initiieren und aufrechterhalten. Ihr im gewohnten Alltag oft kaum reflektiertes Verständnis von Sozialität und Subjektivität beeinflusst, ob, warum und wie sie das tun. Gefahr und Wandel bringen die Fähigkeit des Menschen zum Vorschein, Werte und Normen kritisch zu reflektieren, unterschiedliche Handlungsoptionen gegeneinander abzuwägen oder mit neuen Ideen und Praktiken zu experimentieren.

Wir können also unser eigenes – nicht nur von wissenschaftlichen, sondern auch von gesellschaftlichen Werten und Normen geprägtes – Verständnis von Resilienz nicht unhinterfragt auf andere Gesellschaften und Kontexte übertragen. Vielmehr müssen wir unser Konzept von Resilienz mit der sozialen Praxis vor Ort in Bezug setzen. Was wird von den untersuchten Personen als Widrigkeit eingestuft? Versuchen sie, solche Umstände oder Ereignisse zu überwinden, und wenn ja, wie? Welchen Ausgang betrachten sie als sinnvoller und wirksamer im Vergleich mit andern möglichen Resultaten? Selbstverständlich müssen wir dabei berücksichtigen, dass das Verständnis und die Einschätzung von Gefahren, Handlungsfähigkeiten und Ergebnissen zwischen Akteuren und Kontexten variieren können. Damit stellt sich auch die Frage, wie Akteure ihre unterschiedlichen Einschätzungen und Handlungsmöglichkeiten miteinander verhandeln.

## Empirische Forschung

Im Teilprojekt «Gesundheit und Wohlergehen» des Nationalen Forschungsschwerpunkts (NFS) «North-South – Mitigating syndromes of global change» gingen wir diesen Fragen in mehreren westafrikanischen Städten nach. In Abidjan arbeitete ein Team von Doktorierenden in Umwelt-, Gesundheits-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften aus der Côte d'Ivoire und der Schweiz. Ihr Ziel war die Bestimmung der Gesundheitsrisiken, die von einem offenen Abwasserkanal ausgingen, sowie ihre Wahrnehmung und Einschätzung durch die Stadtbewohner. Sie erstellten Risikokarten, analysierten Wasserproben, führten eine Befragung der Bevölkerung, der Behörden und vor Ort tätiger Nichtregierungsorganisationen durch und setzten qualitative und partizipative Methoden ein, um die Stadtbewohner im Alltag zu begleiten und ihre Einschätzung von Gefährdungen kennenzulernen. Ihre Studien zeigten, wie unterschiedlich die Einschätzung der gesundheitlichen Bedrohung durch Lebensbedingungen und Umweltrisiken selbst im gleichen Quartier ausfallen kann. Ferner zeigten ihre Befunde, wie zentral Vernetzung und Zusammenarbeit gesellschaftlicher Gruppen für die Stärkung der sozialen Resilienz sind.

Das ebenfalls im Rahmen des NFS «North-South» durchgeführte Projekt «Von sozialer Vulnerabilität zu Resilienz» schloss an diese Erkenntnisse an. Es vertiefte und erweiterte sie durch empirische Studien in Tansania, Bolivien und Pakistan. Auf der Basis der Ergebnisse und im Dialog mit psychologischer und ökologischer Literatur entwickelten wir einen neuen Ansatz. Dabei richteten wir, mit Rückgriff auf die Arbeiten des französischen Soziologen Pierre Bourdieu, das Augenmerk auf die Fähigkeit von Akteuren, kulturelles, soziales, ökonomisches und symbolisches Kapital zu mobilisieren und zu transformieren. Diesen Ansatz überprüfen und verfeinern wir zurzeit in medizinethnologischen Forschungen zu älteren Menschen und Jugendlichen, die durch den raschen und tief greifenden Wandel der Generationen- und Geschlechterbeziehungen besonderen Gesundheitsrisiken ausgesetzt sind.

Ausgehend von Studien im urbanen Indonesien zu Vulnerabilität widmet sich das Nationalfondsprojekt «Von Heilung zur Pflege» älteren Menschen. Der sehr schnell wachsende Anteil alter Menschen in Indonesien, neue Generationenrollen infolge von HIV/Aids in Tansania sowie der fehlende Sozialstaat in beiden Ländern stellen diese Gesellschaften vor neue Herausforderungen. Das Projekt in Tansania widmet sich der Frage, welche Formen von Fürsorge und Pflege in Familienbeziehungen und sozialen Netzen, die sich in einer Gross- und Kleinstadt, aber auch zwischen Stadt und Land, zwischen Städten bis in andere Länder aufspannen, praktiziert werden. Erste Erkenntnisse zeigen, dass gesellschaftsbildende Prinzipien wie Verwandtschaft und Geschlecht zum Teil neu verhandelt werden. Bis anhin begründete die Erfahrung des Aufeinander-Angewiesenseins und das meist sozialverträgliche Aushandeln von sozialen Wertvorstellungen weitgehend den Prozess der sozialen Resilienz gegenüber Gebrechlichkeit, Krankheit und Pflegedefiziten im Alter. In der Grosselterngeneration konnten Männer ihr Recht auf Unterstützung einfordern, weil sie über die wichtigsten materiellen und immateriellen Ressourcen verfügten. Heute ist das Bild differenzierter, und es zeichnet sich ab: Je mehr sich Menschen in ihrem ganzen Leben aktiv am sozialen Geschehen von Familie, Verwandtschaft und Gemeinschaft beteiligen und dieses mitgestalten, desto besser sind sie vor der Unbill des Alters geschützt.

Ein weiteres Projekt – «Reproduktive Resilienz in Ghana und Tansania» – beschäftigt sich mit Teenager-Schwangerschaften. Schwangere unter 20 Jahren sind erhöhten medizinischen, sozialen und ökonomischen Risiken ausgesetzt. Das Projekt untersucht, wie diese Gefahren von verschiedenen Akteuren wahrgenommen und beurteilt werden. In beiden Ländern ist bekannt, dass eine frühe Schwangerschaft die Chance der jungen Frauen auf Bildung und Berufstätigkeit stark vermindert. Wie in der Studie in Kauai gelingt es jenen Mädchen am besten, sich zu schützen oder als Teenager mit der Mutterrolle klarzukommen, die auf verantwortungsvolle

Bezugspersonen zählen können. Wegen zunehmender Mobilität, Migration und Veränderung klassischer Familienstrukturen haben Grosseltern und Tanten die ihnen früher von der Gesellschaft zugedachte Aufgabe als primäre Bezugspersonen in der sexuellen Aufklärung und Beratung weitgehend verloren. Einige Mütter und Väter versuchen nun, diese Lücke zu füllen, scheuen sich jedoch, Sexualerziehung zu geben. Angehörige aller drei Generationen sind daran, ihre Handlungsfähigkeit als Subjekte neu zu bestimmen und nach tragfähigen Formen von gesellschaftlichen Beziehungen zu suchen.

#### Resilienz als soziales Handeln

Betrachten wir Resilienz als eine Form sozialen Handelns, so erscheinen Gesundheitsprobleme in afrikanischen Städten in einem neuen Licht. Die negativen Folgen rapiden Wandels bleiben deutlich erkennbar, aber das Schaffen, Gestalten und Aufrechterhalten von sozialen und gesellschaftlichen Beziehungen zur Meisterung der Schwierigkeiten tritt in den Vordergrund. Diese Aspekte kann weder ein medizinisch definierter Risikoansatz noch ein auf das eigenständige und selbstverantwortliche Individuum ausgerichtetes Resilienzverständnis erfassen. Eine erweiterte Perspektive kann dazu beitragen, soziales Handeln in Konstellationen besonderer Herausforderung besser zu verstehen und zu erklären.

Prof. Brigit Obrist ist Titularprofessorin am Ethnologischen Seminar der Universität Basel sowie am Schweizerischen Tropen- und Public Health Institut (Swiss TPH).

[www.socialresilience.ch](http://www.socialresilience.ch)

# Die Kultur afrikanischer Städte

Afrikanische Städte werden oft mit Schmutz, Chaos und Kriminalität in Verbindung gebracht. Ethnologische Forschung versucht, Ordnungen und Strukturen im städtischen Leben zu finden – meist zusammen mit Partnern vor Ort. Till Förster



Sind die Städte Afrikas noch zu retten? So oder so ähnlich mag man sich fragen, wenn man auf die groben Daten schaut, die einem ins Auge springen, wenn man über afrikanische Städte liest. Nirgends auf der Welt wächst die städtische Bevölkerung so rasant wie in Afrika, nirgends scheinen auch die urbanen Probleme so drängend und so wenig beherrschbar wie auf Europas Nachbarkontinent. Aus den brodelnden Innenstädten machen sich immer mehr Menschen auf den unsicheren Weg nach Europa, während die beschönigend «spontane Siedlungen» genannten Slums dennoch ins Uferlose wachsen. Vergiftetes Wasser und eine von Abgasen geschwängerte Luft tun ein Übriges, das Leben in afrikanischen Städten als Qual erscheinen zu lassen.

#### Unregierbar und gestaltlos?

All die verstreuten und selten fundierten Notizen des Städtischen gerinnen zu einem Bild der afrikanischen Stadt, das zum Gegenbild dessen wird, was im Norden als Inbegriff des Urbanen gilt: des städtischen Lebens der Flaneure und Kreativen, die Neues aus den vielen Begegnungen schöpfen, die ihnen nur eine Stadt bieten kann. Stattdessen scheinen Umweltverschmutzung, Chaos, Kriminalität und enttäuschte Lebensträume die afrikanische Stadt zu beherrschen. Die Städte Afrikas werden gleichsam zu einer neuen Heterotopie, einem «Gegenüber» oder «Gegen-Ort» des Zivilisierten und treten an die Stelle, die einst das wilde, unzivilisierte Afrika eingenommen hat: unregierbar und ohne erkennbare Gestalt.

Doch der westliche Blick auf afrikanische Städte täuscht. Die Menschen, die in Afrika wie anderswo ihre Stadt leben, geben ihr tagtäglich Gestalt. Das westliche Bild der afrikanischen Stadt ist nicht das ihre, das sie in ihrem Handeln von Tag zu Tag neu schaffen. Sie nutzen den städtischen Raum ohne Rücksicht auf das, was Planer ihnen vorgeben wollten. Sie schaffen sich Wege durch die Quartiere, die Märkte und Strassen, die ihre eigenen sind, die es ihnen erlauben, ihren schwierigen Alltag zu bewältigen. Die Ordnung afrikanischer Städte mag für Europäer unsichtbar sein – aber das heisst nicht, dass es sie nicht gibt. Selbst der geringste Platz einer Verkäuferin am Strassenrand ist Regeln unterworfen, selbst das scheinbare Chaos hat eine Ordnung.

Was afrikanische Städte so faszinierend macht, ist die Gleichzeitigkeit des Ungleichen, das Nebeneinander von verschiedenen, aber ineinandergreifenden Praktiken, den Raum zu nutzen, den die Stadt bietet. Daher auch entzieht sich das Urbane in Afrika der direkten, einfachen Repräsentation. Es ist widerständig, nicht greifbar. Es lässt sich nicht auf eine Formel bringen, nicht etwa einfach nur nach «Formal» und «Informal» unterscheiden oder nach Ordnung und Chaos. Afrikanische Städte sind höchst unterschiedlich. Die afrikanische Stadt gibt es nur in der Vorstellung derer, die ihr fremd gegenüberstehen.

#### Herausfordernde Vielfalt

Die Vielfalt afrikanischer Städte ist eine doppelte Herausforderung für die Forschung: Zum einen gilt es, den gewaltigen

Unterschieden zwischen afrikanischen Städten gerecht zu werden. Das kann nur vergleichend geschehen. So unterschiedliche Städte wie Johannesburg in Südafrika und Bamako, die Hauptstadt Malis und die am schnellsten wachsende Stadt des Kontinents, müssen beschrieben und mit denselben Kriterien untersucht werden können. Zum andern gilt es der schieren Vielfalt und Komplexität jeder einzelnen Stadt gerecht zu werden. Dazu muss jede Darstellung eine Tiefe erreichen, die während eines kurzen Aufenthalts nicht zu erreichen ist. Man braucht einen langen Atem, will man sich dem Urbanen in Afrika widmen. Am Ethnologischen Seminar der Universität Basel sind zur urbanen Kultur Afrikas in den letzten Jahren zwei Forschungsprojekte durchgeführt worden – die trotz aller geleisteten Arbeit nicht mehr als ein Anfang sein können.

Ein vom Schweizerischen Nationalfonds gefördertes Projekt untersuchte über sechs Jahre die visuelle Kultur einer Stadt in ihrer ganzen Tiefe (vgl. UNI NOVA 100/2005). Es wandte sich der Frage zu, wie in Bamenda (Kamerun) Bilder erzeugt und genutzt werden, wie sie sich gleichsam über die Stadt legen und ihr ein eigenes Gesicht verleihen. Alles, was geschaffen oder gezeigt wurde, um gesehen zu werden, konnte Gegenstand der visuellen Kultur sein. Dabei war besonders aufschlussreich, wie Bilder von einem Medium in ein anderes wandern, etwa wenn sie zuerst als ein Foto erscheinen, sich dann aber auch als Gemälde zeigen und sich schliesslich zu mentalen Bildern verfestigen. Normative Vorstellungen, wie sich Schönheit oder Gesundheit in Gesicht und Körper zeigen, liessen sich so verfolgen und in den Bildern wiederfinden, die dann wieder als Werbetafeln, als Fotos, aber auch in Kleidung, Gesten und Bewegungen auf der Bühne des Alltags ihren Ausdruck fanden.

In einem andern, grösser und vergleichend angelegten Projekt arbeiten seit drei Jahren neun von der Volkswagenstiftung geförderte Doktoranden aus drei afrikanischen Ländern, der Schweiz und Deutschland zusammen. Das Projekt hat nicht nur zum Ziel, einen Vergleich zwischen verschiedenen Städten sowie dem Entstehen und dem Wandel ihrer Kulturen zu ermöglichen, es dient auch dazu, einen Austausch zwischen den höchst verschiedenen Regionen und Universitäten des Kontinents zu fördern. Mit der Bayero-Universität in Kano (Nordnigeria) und der Witwatersrand-Universität in Johannesburg (Südafrika) sind zwei Hochschulen aus dem englischen Sprachraum vertreten, mit der Universität Yaoundé I eine aus dem frankofonen Afrika. Während Kano und seine Universität stark dem Islam verpflichtet sind, ist Johannesburg eher durch eine säkulare Kultur geprägt. Die einzelnen Projekte untersuchen aber nicht nur, wie sich die lokale Prägung auf die Produktion von Kultur auswirkt, sondern auch, wie diese sich zu globalen Entwicklungen artikulieren. So sind zwei bereits abgeschlossene Dissertationen dem Mobiltelefon und dem Internet gewidmet, mit deren Hilfe heute aus jeder afrikanischen Stadt die Verbindungen

zur Diaspora in Europa und Nordamerika aufrechterhalten werden (vgl. UNI NOVA 117/2011). Die schnelle und preiswerte Möglichkeit, jederzeit mit den über die ganze Welt verstreuten Angehörigen Kontakt halten zu können, hat bereits den Charakter der Migration in den Norden verändert. Auch deshalb ist zusammen mit dem Gebrauch der neuen Medien in afrikanischen Städten ebenderselbe Gebrauch in Basel und Freiburg i. Br. untersucht worden.

#### Neue Modelle, langfristige Perspektiven

Besonders bewährt hat sich in dem von der Volkswagenstiftung geförderten Projekt das Modell der Tandem-PhD-Projekte. So haben ein Kameruner Doktorand und eine Schweizer Doktorandin zu demselben Thema und mit eng aufeinander abgestimmten Forschungsfragen in Kamerun und am Oberrhein gearbeitet, wobei die schweizerische Doktorandin vor allem in Kamerun und ihre Partner vor allem in Deutschland und der Schweiz geforscht haben.

Trotz solcher Erfolge haben dieses und andere Projekte aber auch gezeigt, wie gross die Unterschiede zwischen afrikanischen Universitäten sind. Während einige – namentlich südafrikanische – Universitäten eine Ausbildung auf internationalem Niveau anbieten, bleibt anderswo noch viel zu tun. Hier hat die Zusammenarbeit mit afrikanischen Partnern vor allem einen stützenden Charakter. Regelmässigen Aufhalten afrikanischer Doktoranden, aber auch Postdoktoranden an einer europäischen Universität wie Basel kommt hier eine herausragende Rolle zu. Oft können sie sich erst so einen Zugang zur Wissenschaft erschliessen und ihr Wissen später zu Hause wieder einsetzen. All dies nützt jedoch wenig, wenn sich nicht auch die strukturellen und materiellen Rahmenbedingungen an afrikanischen Universitäten verbessern. Trotz des fast überall in den Städten Afrikas verfügbaren Internets bleiben dort viele Studierende und Doktorierende auf kommerzielle Internetcafés angewiesen, in denen sie keinen Zugang zu den Möglichkeiten wissenschaftlicher Recherche haben, wie sie eine Universitätsbibliothek mit ihren Online-Diensten bieten könnte.

In der Geschichte haben afrikanische Städte oft eine Kultur des Lehrens und Lernens entwickelt. Timbuktu mit seiner muslimischen Universität am Rand der Sahara ist vielleicht das bekannteste Beispiel, aber keineswegs das einzige. Nur lang angelegte Partnerschaften können hier eine Lücke schliessen, die sich in den letzten Jahren immer weiter geöffnet hat. Dazu bedarf es nicht nur eines Austauschs zwischen Doktorierenden – so wichtig dieser auch ist. Es bedarf auch eines verbindlichen Willens auf beiden Seiten, in diese Partnerschaften zu investieren. Schliesslich wird dadurch auch möglich, was sich mit einzelnen Forschungsprojekten kaum verwirklichen lässt: ein breiter angelegter Vergleich der Kultur afrikanischer Städte aus verschiedenen Perspektiven.

Prof. Till Förster ist Ordinarius für Ethnologie und Vorsteher des Ethnologischen Seminars der Universität Basel.

# Vom Kampf gegen den Sklavenhandel zur internationalen Gerichtsbarkeit

Kapstadt, heute beliebtes Touristenziel, wurde 1652 von der Niederländischen Ostindien-Kompanie als Versorgungsstation für den Schiffsverkehr mit dem Indischen Ozean gegründet und war daraufhin britische Kolonie. Weniger bekannt ist, dass das «schönste Kap der Welt» (Francis Drake) eine wichtige Etappe für Sklavenschiffe auf ihrem Weg vom Indischen Ozean in die Karibik und nach Amerika war. Der Kampf gegen den Sklavenhandel, der im 19. Jahrhundert in vielen Teilen der Welt geführt wurde, trug zum Entstehen der internationalen Gerichtshöfe bei. Patrick Harries



Der Sklavenhandel vom westlichen Indischen Ozean nach Amerika setzte Anfang der 1700er-Jahre ein, als Frankreich mit dem Anbau tropischer Nutzpflanzen auf den Maskareneninseln östlich von Madagaskar begann. Einige Jahre später brachten französische Schiffe jährlich mehrere Tausend Sklaven aus Mosambik und Madagaskar zu den Plantagen auf Mauritius und La Réunion. Ein noch profitablerer Sklavenmarkt aber existierte in der Karibik, wo in der französischen Kolonie Saint-Domingue die weltweit produktivsten Kaffee- und Zuckerplantagen betrieben wurden. Saint-Domingue hatte damals eine Bevölkerung von 30'000 Weissen, 28'000 freien Schwarzen und 465'000 Sklaven. Riesige Sklavenschiffe verliessen die Häfen Frankreichs, um in Mauritius und Mosambik ihre Fracht von bisweilen über Tausend Frauen, Männern und Kindern zu laden. Die Überfahrt in die Karibik dauerte im Schnitt 130 Tage, und etwa 22% der Sklaven überlebten die Reise nicht. Doch zu Beginn der 1790er-Jahre brach der Markt zusammen, nachdem die Skla-

ven von Saint-Domingue den grössten und erfolgreichsten Sklavenaufstand der Geschichte durchführten. In der Folge leiteten französische Unternehmer ihre menschliche Fracht nach Rio de la Plata um, von wo aus viele Sklaven zu Fuss nach Lima, Santiago und in andere Städte des spanischen Südamerikas geführt wurden.

#### Briten erobern Kap

Die französischen Sklavenhändler waren äusserst willkommen am Kap, wo sich die holländischen Machthaber bemühten, eine Kolonie aufrechtzuerhalten, in der 20'000 Weisse mit etwa 25'000 Sklaven und einer einheimischen Bevölkerung von etwa 20'000 Khoi und San (Hottentotten und Buschmänner) zusammenlebten. Die Bauern waren gerne bereit, die in der Tafelbucht ankernden Sklavenschiffe mit Wasser, Früchten, Gemüse und frischem Fleisch zu versorgen. Die Kapitäne wiederum gönnten ihren Mannschaften Erholung am Kap, heuerten neue Matrosen an als Ersatz für die

verstorbenen oder durch Malaria ausser Gefecht gesetzten und setzten ihre Schiffe instand. Viele von ihnen verkauften hier Sklaven, um für diese Dienste zu zahlen oder um schwache und kränkliche Sklaven abzustossen, die die Überfahrt über den Atlantik nicht überstanden hätten. Doch 1795 nahmen englische Truppen das Kap ein, und ein Schwadron der Royal Navy hinderte französische Sklavenschiffe an der Weiterfahrt nach Westen. Innert weniger Jahre fiel der Sklavenhandel nach Rio de la Plata in die Hände portugiesischer Händler, die von der Insel Mosambik aus operierten. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts begannen einige dieser Unternehmer einen neuen Sklavenhandel mit Brasilien, der grossen portugiesischen Kolonie in Amerika.

Als die Briten den Sklavenhandel 1807 abschafften, stand dieser vor einer unsicheren Zukunft. Doch obwohl die britische Kolonie am Kap der Einfuhr von Sklaven ein Ende setzte, steuerten Sklavenschiffe noch für weitere 17 Jahre die Tafelbucht an. Die Briten taten sich schwer, die Portugiesen als gute Alliierte im Krieg gegen Napoleon zur Aufgabe des Sklavenhandels zu zwingen. Auch aus ökonomischem Kalkül akzeptierten die Briten den Fortbestand des Sklavenhandels südlich des Äquators, da Portugal für die Entwicklung seiner Kolonie in Brasilien auf Arbeitskräfte aus Mosambik und Angola angewiesen war. Der Krieg gegen das napoleonische Frankreich zwang die portugiesische Königsfamilie sogar ins Exil nach Rio de Janeiro. Dies machte Brasilien quasi über Nacht zum Zentrum des portugiesischen Weltreichs und öffnete die Häfen Mosambiks für brasilianische Händler. Zu Beginn der 1820er-Jahre exportierte allein die Insel Mosambik jährlich etwa 15'000 Sklaven nach Brasilien, und aus Qualimane, einer Stadt nahe der Mündung des Sambesi, erreichten jährlich etwa 10'000 Sklaven das brasilianische Festland.

Während des Kriegs erbeutete die Royal Navy mehrere Hundert Sklaven von französischen Schiffen im westlichen Indischen Ozean. Diese Menschen wurden nach Kapstadt gebracht, wo sie zwar «befreit», aber in einer obligatorischen «Lehrzeit» für 14 Jahre verdingt wurden. Den Behörden am Kap gelang es wiederholt, die Ladung von Sklavenschiffen zu beschlagnahmen, die in der Tafelbucht ankerten und deren Kapitäne illegalerweise einen Teil ihrer menschlichen Fracht verkauften oder den Profit ihrer Geschäfte gesetzwidrig als Bargeld ausser Landes brachten.

#### Befreiungsaktionen

Die Briten konnten etwa 2100 Sklaven in Kapstadt befreien. Doch die Befreiung von Sklaven in einer Kolonie, die selber Sklaverei aktiv praktizierte, hatte ihre Tücken. Vielen «Lehr»-Sklaven war nicht bewusst, dass ihre Arbeitsverpflichtung auf 14 Jahre beschränkt war, während andere kaum einen Unterschied zwischen ihren Bedingungen und jenen der mit ihnen arbeitenden übrigen Sklaven feststellen konnten. Viele der «Lehrlinge» fanden heraus, dass sie vom Gesetz her nur so lange zur Zwangsarbeit verpflichtet waren, bis sie die nöti-

gen Fähigkeiten erworben hatten, um auf Lohnarbeit umzusteigen. Und während die Briten die Bedingungen für Sklaven zusehends verbesserten, beschwerten sich die «Lehrlinge» immer lautstarker. Kolonisten begannen sich für die Sache der befreiten Sklaven starkzumachen, als sie herausfanden, dass sich der autokratisch regierende Gouverneur und seine höchsten Beamten auf korrupte Weise an der Zuteilung der «Lehrlinge» zu ihren Herren bereicherten.

Nachdem der Krieg gegen das napoleonische Frankreich 1815 zu Ende ging, war es der britischen Marine nicht mehr möglich, Sklavenschiffe im Sinn von Kriegsbeute zu beschlagnahmen. Die Verantwortung für die Bekämpfung des Sklavenhandels wechselte von der Admiralität zum Auswärtigen Amt, und Grossbritannien schloss mit mehreren Nationen Verträge zur Unterdrückung des Sklavenhandels ab. Um Verstösse gegen diese Abkommen durch Sklavenschiffe ahnden zu können, richteten die Briten internationale Gerichte ein. Mit der Einsetzung von sogenannten Prisengerichten mit Portugal und Spanien in Rio de Janeiro, Havanna, Freetown und London im Jahr 1919 wurde diese neue Form internationaler Rechtsprechung erstmals umgesetzt. Freetown in Sierra Leone wurde zum Zentrum der Aktionen der Royal Navy gegen den Sklavenhandel; die Stadt und ihre Umgebung beherbergten bis zu 65'000 befreite Sklaven.

Die Briten hatten anfänglich wenig Erfolg bei ihren Versuchen, den Sklavenhandel durch Abkommen mit andern europäischen Mächten zu unterdrücken. Spanien und Portugal waren besonders stark vom Sklavenhandel abhängig, um den Bedarf an Arbeitskräften in ihren amerikanischen Kolonien zu decken, und zeigten wenig Bereitschaft, die mit Grossbritannien geschlossenen Verträge umzusetzen. Erst 1835 erlaubte Madrid den Briten, spanische Schiffe, die ausschliesslich für den Sklavenhandel ausgerüstet waren, zu durchsuchen und festzuhalten. Im Jahr darauf gab Portugal dem diplomatischen Druck nach und schloss sich Spanien, Brasilien und andern Nationen an, indem es den Sklavenhandel formell verbot. Dies führte dazu, dass Sklaven immer wertvoller wurden für die Plantagenbesitzer in Kuba und Brasilien, wo die Sklaverei als Institution weiter blühte. Auch wenn der Sklavenhandel nun illegal war, so nahm er in Wahrheit zu, da in Europa die Löhne stiegen und die Menschen hier vermehrt den von Sklaven angebauten Zucker, Kaffee, Baumwolle und andere tropische Güter konsumierten.

Ein neuer Ansatz zur Bekämpfung des Sklavenhandels mit harten Bandagen kam Ende der 1830er-Jahre auf, als der britische Aussenminister Lord Palmerston den Einsatz von Waffengewalt als einzigen Weg dafür erachtete. So wie die Prisengerichte als Ursprung der internationalen Gerichtshöfe gelten können, die in der heutigen Zeit eine so wichtige Rolle spielen, so finden wir in dieser neuen Phase im Kampf gegen den Sklavenhandel Vorläufer von grenzüberschreitenden Militäraktionen und Verfolgungen und sogar Versuche, Regimewechsel herbeizuführen.

1839 bis 1846 machten die bewaffneten Aktionen der Royal Navy im westlichen Indischen Ozean das Kap zum prominentesten Schauplatz im Kampf gegen den Sklavenhandel. In dieser Zeit beschlagnahmte und zerstörte die britische Kriegsmarine vor Mosambik mehrere Sklavenschiffe, von denen sie annahm, dass sie die Reise bis zum Kap nicht überstehen würden. Gleichzeitig geleiteten britische Kriegsschiffe 74 Sklavenschiffe zur Marinebasis von Simonstown, und ein 1843 in Kapstadt eingesetztes britisch-portugiesisches Prisengericht verurteilte einige weitere.

#### Unfreiwillige Einwanderer

Während dieser Zeit befreite das Gericht der Vizeadmiralität in Kapstadt weitere 4254 Sklaven; die letzten Elemente der Sklaverei in der Kolonie wurden 1838 verboten. Die unfreiwilligen Einwanderer betraten somit eine Kolonie, die dringend auf der Suche nach Arbeitskräften war. Sie kamen aus einem grossen Einzugsgebiet, das sich vom Norden Mosambiks über Zentralafrika bis Benguela an der Küste Angolas erstreckte. Wegen ihrer unterschiedlichen Herkunft sprachen sie auch eine Vielzahl von Sprachen. Am Kap wurden sie als eigene Gruppe wahrgenommen, mit ausgeprägt dunkler Hautfarbe und einer Kultur, die entschieden anders war als jene der «Kap-Malaien» (deren Vorfahren als Sklaven nach Südafrika gebracht wurden), der ehemaligen Sklaven oder der einheimischen Khoi und San. Die befreiten Sklaven wurden als «Lehrlinge», «Preisneger» oder, in Anlehnung an die Herkunft mancher von ihnen, «Mozbickers» bezeichnet.

Die ersten befreiten Sklaven, die ans Kap gebracht wurden, wurden zum Dienst an Bord britischer Kriegsschiffe eingeteilt, wo die meisten als einfache Handlanger an den Tauen und Seilwinden im Einsatz standen. Manche von ihnen wurden mit der Zeit zu richtigen Seeleuten. Andere arbeiteten in den Docks von Simonstown als Schreiner, Steinmetze, Bootswarte oder Kalfaterer. Mehrere Dutzend dienten abseits des Kampfesgeschehens in britischen Regimenten, andere wiederum arbeiteten für die koloniale Verwaltung in den Befestigungen von Kapstadt, in den Gärten der Regierung, als Gepäckträger oder als Strassenwischer. Die meisten befreiten Sklaven wurden über ihre «Lehrzeit» zu Farmarbeitern oder Hausangestellten bei privaten Arbeitgebern. In den 1840er-Jahren verbesserten sich ihre Arbeitsbedingungen drastisch, indem sie nun nur noch in Kapstadt und Umgebung eingesetzt werden durften und die Länge ihrer «Lehrzeit» auf drei Jahre verkürzt wurde. Die Verkürzung der Zwangsarbeit drängte viele befreite Sklaven auf den Arbeitsmarkt, die (noch) nicht über die nötigen Fähigkeiten verfügten, um sich ihren Lebensunterhalt selbstständig zu verdienen. Sie konnten auf kein familiäres Netzwerk zurückgreifen, und eine alarmierende Anzahl wandten sich der Prostitution zu oder mussten, als Verbrecher verurteilt, auf den Strassen und Pässen, die die Kap-Halbinsel mit dem Hinterland verbanden, erneut Zwangsarbeit leisten.

Die Einwanderer, die zwangsweise nach Kapstadt gebracht wurden, unterschieden sich in Hautfarbe, Sprache und Kultur von den wenigen Xhosa sprechenden Afrikanern, die ihren Weg aus der östlichen Kapregion in die britische Kolonie gefunden hatten. Mitte der 1830er-Jahre hatten sie eine Identität als «Mozbicker» ausgeprägt und waren aufgrund ihres Aussehens und ihrer Kultur deutlich erkennbar. Einige waren Kreolen, die an den Ufern des Sambesi-Flusses Portugiesisch gelernt hatten. Die meisten aber sprachen eine Reihe exotischer Bantu-Sprachen, die für die Bevölkerung am Kap komplett unverständlich waren. Sie tanzten und sangen gemeinsam und musizierten auf vertrauten Instrumenten. Ihre Körper waren nicht nur durch die Brandzeichen ihrer Besitzer, sondern auch durch Stammesnarben gezeichnet. Einige hatten in ihrer Jugend ihre Vorderzähne entfernt, wie dies in Teilen Zentralafrikas praktiziert wurde. Die «Mozbicker» lebten oft in kleineren Gemeinschaften zusammen, besonders am Berghang über der westlichen Grenze Kapstadts. Sie dienten auch als Informationsquelle über das Innere des Kontinents und begleiteten Pioniere und Forscher auf ihren Expeditionen ins Innere Afrikas, von denen die bekannteste jene von David Livingstone sein dürfte.

#### Ein Friedhof in Simonstown

Das System, Sklaven zu beschlagnahmen und sie dann in Kapstadt freizulassen, brach in den 1860er-Jahren zusammen. Viele Sklaven, die von der Royal Navy als Beute genommen wurden, starben noch auf dem Weg nach Kapstadt an Bord der Schiffe. Es war nun sicherer, sie auf Mauritius oder auf den Seychellen zu «befreien», wo die Gefahr einer erneuten Versklavung kleiner war. Mittlerweile war der Sklavenhandel nach Kuba und Brasilien durch einen neuen Absatzmarkt in Sansibar und andern Regionen der ostafrikanischen Küste ersetzt worden. So benötigten die Nelkenplantagen der Omani-Herrscher auf Sansibar eine grosse Anzahl Sklaven, und erst 1873 wurde dieser Handel beendet. Zu dieser Zeit stellte auch das Prisengericht in Kapstadt seine Tätigkeit ein. Doch die Schwadron der Marine patrouillierte weiter vor der Küste Somalias und befreite Sklaven in Aden.

Ein Friedhof oberhalb der Marinebasis in Simonstown zeugt noch heute davon, dass der Sklavenhandel im Nordwesten des Indischen Ozeans bis in die 1890er-Jahre fortbestand. Denkmäler aus Granit erinnern an die zahlreichen Seeleute, die bei Angriffen auf Sklavenhändler ums Leben kamen, die mit grösster Wahrscheinlichkeit Vorfahren der jetzigen somalischen Piraten waren. Heute verfolgen wir in den Fernsachrichten, wie dieser neuerlichen Unterwanderung der Menschenrechte mit einem System von internationaler Justiz entgegengetreten wird. Dessen Ursprünge finden wir in einem viel älteren Kampf – jenem nämlich, der vor zwei Jahrhunderten gegen den Sklavenhandel ausgetragen wurde.

Prof. Patrick Harries ist Extraordinarius für Geschichte Afrikas (mit Schwerpunkt südliches Afrika) an der Universität Basel.

# Korruption – vom Mittelmeer bis ans Kap?

Patronage, Machtmissbrauch und Bestechlichkeit werden oft mit afrikanischen Staaten in Verbindung gebracht. Dabei ist Korruption ein allgemein gesellschaftliches Phänomen, das weltweit auftritt. Lucy Koechlin

Südafrika, einer der grössten und der wirtschaftlich mächtigste Staat von Afrika, wird von einem Präsidenten regiert, der gerichtlich der Korruption im grossen Stil angeklagt wurde. Beobachter sahen die Wahl von Jacob Zuma im Mai 2009 als Zeichen der zunehmenden «Afrikanisierung» Südafrikas. Damit wurde mit bedrohlichem Unterton impliziert, dass das Land nun von einem «Big Man» geführt wird, der seinen Posten zur Bereicherung von sich und den Seinen missbraucht, der das öffentliche Interesse nur als persönliches Interesse interpretiert und der die Gesetze bestenfalls gegen seine Gegner, aber nicht zur Durchsetzung von Recht verwendet.

Noch aktuellere Beispiele liefern die über Jahrzehnte als «wohlwollend» geltenden Patriarchen Nordafrikas, die im Verlauf des letzten Jahres von ihrer eigenen Bevölkerung als durch und durch korrupte Kleptokraten verurteilt wurden. Die Staaten zwischen dem Kap der guten Hoffnung und dem Mittelmeer scheinen die Regel zu bestätigen: Afrikanische Politiker bedienen sich in fast stereotyper Weise der Korruption, um an der Macht und im Reichtum zu bleiben. Dieser Anschein soll hier etwas genauer unter die Lupe genommen werden – um dabei zum vielleicht nicht erstaunlichen Schluss zu kommen, dass Korruption weniger ein afrikanisches als vielmehr ein allgemeines gesellschaftliches Phänomen ist. Die dringlichere Frage ist eher, wann Korruption zum Problem wird.

«Corruption is a way of life»

Obwohl Korruption ein sehr weiter Begriff ist, wird sie allgemein als Missbrauch von anvertrauter Macht für privaten Gewinn definiert. Konventionellerweise wird dies auf öffentliche Macht bezogen, das heisst auf die missbräuchliche Verwendung von Ressourcen oder Einfluss von Amtsinhabern, die durch ihr Verhalten das öffentliche Interesse verletzen. Meist verstösst dieses Verhalten gegen kodifizierte Normen und Verfahren, ist also illegal. Dies heisst aber nicht notwen-

digerweise, dass es auch als illegitim empfunden wird. Oft ist es so, dass bestimmte Formen von Korruption sozial akzeptiert sind oder sich im Alltag normalisiert haben. «Corruption is a way of life», wie es ein kenianischer Kollege mir gegenüber formuliert hat. Die Weltkarte des jährlich erhobenen Corruption Perceptions Index (<http://cpi.transparency.org/cpi2011/results>) liefert einen eindrücklichen – wenn auch nicht intendierten – Nachweis: Verbreitete Korruption ist der globale Normalfall, nicht die Ausnahmeerscheinung.

Korruption findet dabei im Allgemeinen weit weniger spektakulär statt, als die grossen, in den Medien präsenten Korruptionsskandale vermuten lassen. Nehmen wir die Vetterwirtschaft in den Gemeinden der Schweiz als Beispiel: Obwohl sie in vielen Fällen dem Buchstaben des Gesetzes widerspricht, wird sie auch heute oft im Sinn von sozialem Kitt und Verbundenheit akzeptiert. Tatsächlich ist es so, dass Korruption nicht zwingend etwas Negatives sein muss. Gewisse «korrupte» Praktiken können tatsächlich seelenlosen Verfahren, Richtlinien oder Gesetzen Menschlichkeit und Verhältnismässigkeit einhauchen. Gewisse Formen von Korruption sind denn auch sehr nahe am sogenannten «sozialen Kapital», also an vertrauensbildenden und effizienzsteigernden informellen sozialen Beziehungen, Netzwerken und Normen.

Gilt dies in der historisch gewachsenen Schweiz, dann gilt dies umso mehr in afrikanischen Staaten, wo Verfassungen und Gesetze mit überwältigender Mehrheit noch aus der Kolonialzeit stammen oder in neuerer Zeit von westlichen Experten via Entwicklungszusammenarbeit aufgesetzt wurden; ironischerweise gerade im letzten Jahrzehnt im Bereich der guten Regierungsführung und der Korruptionsbekämpfung. Umso mehr stellt sich hier die Frage, wie stark diese Normen in der Gesellschaft verankert sind und welche praktische Relevanz sie für den gesellschaftlichen Alltag haben. Korruption wird also nicht bloss kulturell legitimiert, sondern ist einer Vielzahl von weiteren Faktoren unterworfen. Kulturell

legitimiert heisst denn auch nicht, dass die Werte und Normen zeitlos sind. Im Gegenteil, sind sie ständigem Wandel unterworfen. Sie haben nicht zuletzt mit den Machtverhältnissen in einer Gesellschaft zu tun. Herrschende Normen und Praktiken werden meist von jenen durchgesetzt, die an der Macht sind. Es braucht also viel Engagement, Mut und Beharrlichkeit, um diese zu verändern, wie die aktuellen politischen Geschehnisse im Norden Afrikas zeigen.

Darüber hinaus beeinflussen eine Vielzahl von globalen Faktoren das Ausmass und die Art von Korruption. Dies kann im positiven Sinn sein, wie zum Beispiel internationale Konventionen gegen Korruption (so die seit 1999 durch eine Konvention der OECD vorgesehene Kriminalisierung der Bestechung ausländischer Amtsinhaber). Dieser globale Einfluss kann aber umgekehrt auch zur Verankerung von endemischer Korruption führen; ein Paradebeispiel dafür ist die Zeit des Kalten Kriegs, als jahrzehntelang menschenrechtsverachtende und kleptokratische Regimes aus geopolitischen Interessen gestützt wurden.

«If you're poor, if you're not corrupt, you're stupid»

In Südafrika hat die internationale Aufregung um den Korruptionsskandal dem amtierenden Präsidenten Zuma innenpolitisch eher Auftrieb gegeben. Hat das mit der oft zitierten «Stammeskultur» (einem Begriff, bei dem es jede Ethnologin schüttelt) zu tun? Wie erklärt man sich dann die politische Kultur in einem durch und durch europäischen Staat wie zum Beispiel Italien unter dem nun in Ungnade gefallenen Berlusconi? Seine Amtszeit war gekennzeichnet durch eine Anhäufung von politischer Macht und wirtschaftlichem Einfluss durch den Staatspräsidenten; durch Gesetze, die zum Schutz der korrupten Praktiken des Staatspräsidenten und seiner Gefolgsleute massgeschneidert und im Parlament durchgewinkt wurden; sowie durch die öffentliche Diskreditierung von Richtern, Staatsanwälten und dem Parlament durch den Staatspräsidenten selbst – und dennoch wurde Berlusconi unter Jubel vom italienischen Volk mehrmals wiedergewählt und war über zehn Jahre im Amt. Wie auch im Fall Südafrikas, das nicht zuletzt aus seiner Unrechtsgeschichte eine sehr engagierte Öffentlichkeit wie auch eine unabhängige Justiz entwickelt hat, heisst dies nicht, dass die Anerkennung solcher Phänomene gesamtgesellschaftlich war. Aber offensichtlich sind politische, soziale und wirtschaftliche Kräfte im Spiel, die mindestens aus politischer Perspektive bestimmte Handlungen akzeptabel machen – oder sie bis zu einem bestimmten Grad als unausweichlich erscheinen lassen.

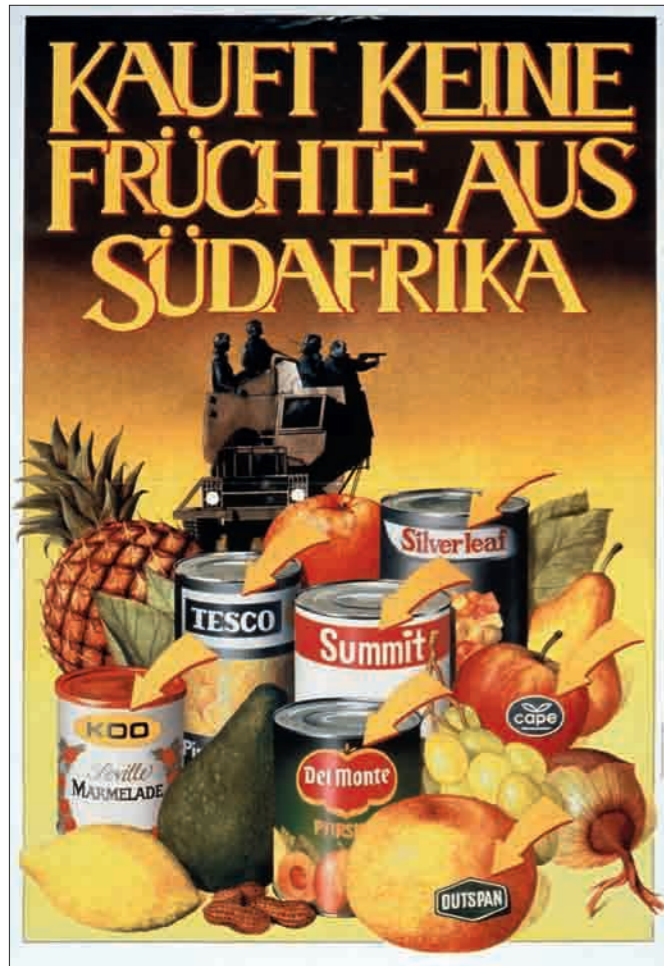
Damit wird das Bild der «afrikanischen Korruption» weiter aufgelöst. Mit kulturellen Normen hat diese Form von Korruption nicht mehr viel zu tun, mit Bestechung, Begünstigung und politischer Patronage hingegen schon. Und natürlich mit viel Geld, das einigen Wenigen zugutekommt. Tatsache ist aber, dass dieses Gebaren sehr oft in

afrikanischen Staaten zu beobachten ist. Hier soll nur auf einen weiteren, speziellen Aspekt hingewiesen werden: Es wird fast systematisch ignoriert, welcher dramatische Wandel die überwältigende Mehrheit der afrikanischen Staaten seit den 1980er-Jahren durchgemacht hat. Vorher grösstenteils Einparteiestaaten und nicht selten Planwirtschaften, haben sie sich in wenigen Jahren in marktwirtschaftliche Mehrparteiendemokratien transformiert. Fast über Nacht werden Profit und Reichtum gesellschaftlich nicht nur akzeptiert, sondern auch als erstrebenswert angesehen. Vermögen wird zum Gradmesser von sozialem Status. Wie mir ein erfolgreicher tansanischer Architekt 2003 augenzwinkernd gesagt hat: «Corruption is a higher way of competition» – ein unternehmerischer Umgang mit den neuen Möglichkeiten, die sich dank der Öffnung eines globalisierten Markts eröffnet haben, ohne dass die entsprechend regulierenden Institutionen vorhanden oder gar verankert sind. Korruption wird zum Mittel der Schlausten, der Geschicktesten und der Skrupellosesten. «If you're poor, if you're not corrupt, you're stupid» – dies die Aussage eines empörten, aber desillusionierten Bauunternehmers in Tansania.

Das Problem der Korruption

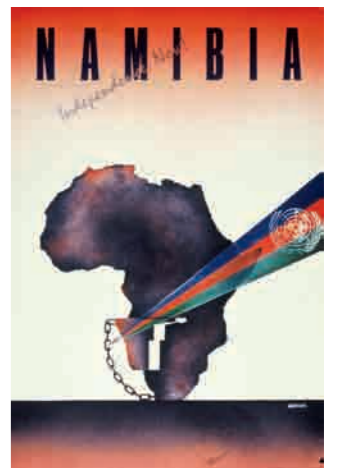
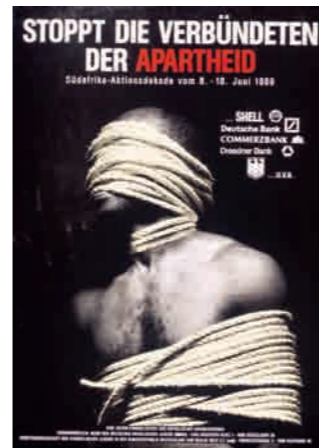
Korruption ist also kein afrikanisches Phänomen, wird aber gerne selektiv als solches wahrgenommen. Korruption muss auch nicht zwingend problematisch sein – das hängt sehr eng mit dem Kontext und der Art der Korruption zusammen. Korruption wird dann zum Problem, wenn sie zum Ausschluss grosser Teile der Bürger und Bürgerinnen vom sozialen, wirtschaftlichen und politischen Leben eines Staates führt. Wenn Korruption im wörtlichen Sinn das Leben und Sterben von Menschen bestimmt, wenn sie Ohnmacht und Chancenlosigkeit zementiert. Wenn das alltägliche Überleben von der Korruption abhängt: «We survive through corruption, we perish through corruption.» Der Kern des Problems ist also kein geografischer: Es ist eine Frage der lokalen und globalen Machtverhältnisse.

Dr. Lucy Koechlin ist wissenschaftliche Oberassistentin am Ethnologischen Seminar der Universität Basel; zuvor war sie als Programmdirektorin für das Basel Institute on Governance und als Vizepräsidentin von Transparency International Schweiz tätig.



# Afrika im Plakat

Sonia Abun-Nasr



Die Plakatsammlung der Basler Afrika Bibliographien (BAB) ist ein Kind des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Da sich die Institution als Dokumentationszentrum zu Namibia und zum südlichen Afrika versteht, haben die globalen politischen Veränderungen der 1990er-Jahre in ihren Sammlungen einen deutlichen Niederschlag gefunden. Mit dem Ende des Kalten Kriegs fielen auf dem afrikanischen Kontinent die letzten Bastionen kolonialer Unterdrückung: Namibia erlangte 1990 die Unabhängigkeit von südafrikanischer Vorherrschaft, während sich Südafrika auf den Weg von der Apartheid zu einer demokratischen Gesellschaft machte.

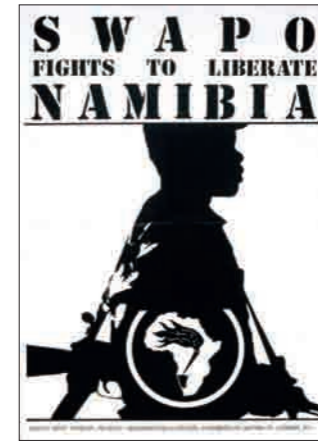
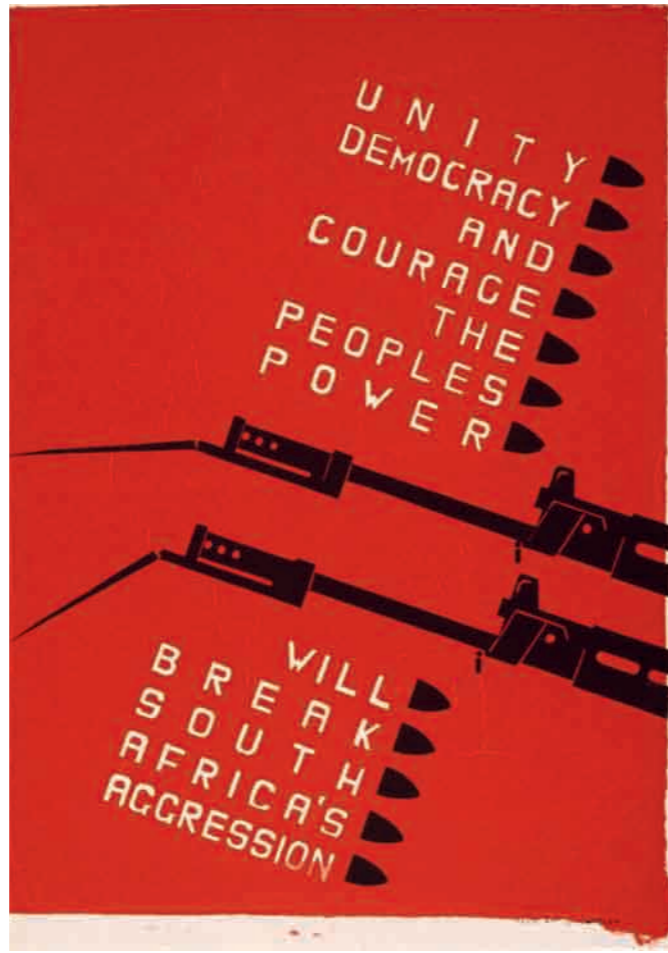
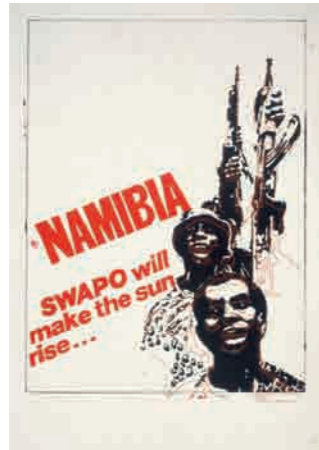
Diese politischen Umwälzungen haben in der Sammlung ihre Spuren hinterlassen. Zum Kernbestand gehören in den 1970er- und -80er-Jahren gedruckte Plakate der Befreiungsbewegungen des südlichen Afrikas sowie europäische Plakate, die im Kontext internationaler Solidaritätsbewegungen entstanden. Einen weiteren Schwerpunkt bilden Wahlplakate aus Namibia und Südafrika. Der Anfang dieses thematischen Bestands liegt bei südafrikanischen Plakaten, die zu den ersten freien Wahlen von 1994 gedruckt wurden. Darüber hinaus hat Dr. des. Giorgio Miescher, Kurator der Sammlung bis 2011, in den vergangenen Jahren Plakate unterschiedlicher Genres mit einer grossen Spannweite an Themen gesammelt, solche mit politischen, kommerziellen und kulturellen Motiven. Über den Sammelauftrag zum südlichen Afrika hinausgehend, wurden auch westafrikanische Plakate erworben. Die Sammlung umfasst derzeit über 3'000 digitalisierte Plakate, die in einem Online-Katalog zugänglich sind. Sie bietet einen tiefen und ungewöhnlichen Einblick in die öffentliche visuelle Kultur afrikanischer Länder.

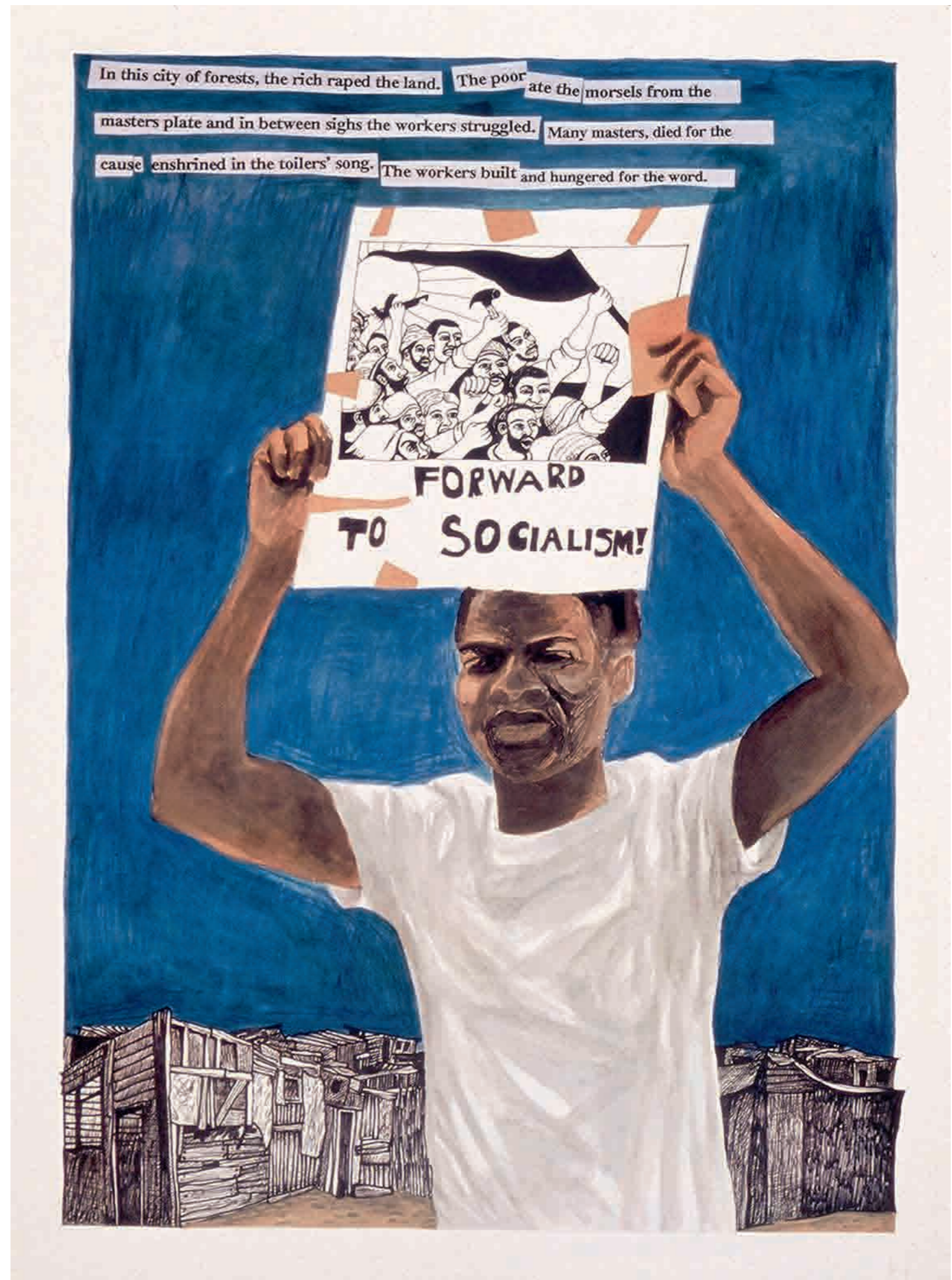
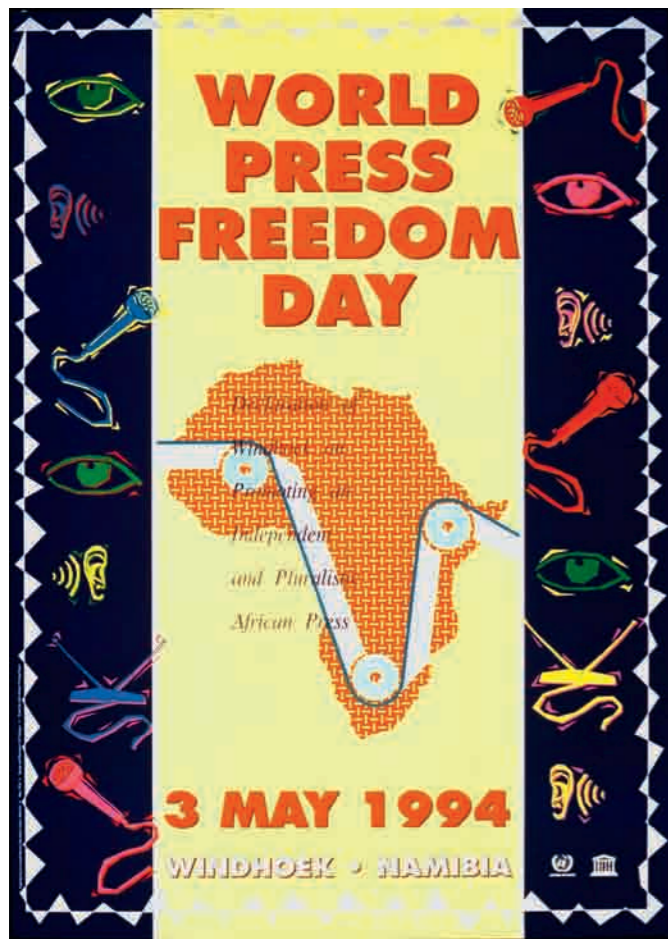
2011 wurde die Plakatsammlung in den BAB in die Abteilung *Bibliothek und Sammlungen* integriert. Hier entfalten die Plakate ihre visuelle Wirkung im Wechselspiel mit Büchern, Zeitschriften, Zeitungen, Film- und Tondokumenten, die auf ihre je eigene Art die Geschichte des südlichen Afrikas widerspiegeln.

Die Historikerin Dr. Sonia Abun-Nasr leitet in den BAB die Abteilung *Bibliothek und Sammlungen*.

Die Basler Afrika Bibliographien (Basler Afrika Bibliographien, Namibia Resource Centre – Southern Africa Library) sind ein Dokumentationszentrum zu Namibia und zum südlichen Afrika. [www.baslerafrika.ch](http://www.baslerafrika.ch)

Giorgio Miescher, Dag Henrichsen (Hg.), *African Posters. A catalogue of the poster collection in the Basler Afrika Bibliographien*, Basler Afrika Bibliographien, Basel 2004 (vgl. auch UNI NOVA 98/Nov. 2004).





786 **VOTE** 786

**AFRICA MUSLIM PARTY**

**AMP** Sheikh Ebrahim Abrahams

☎ 686 8355 / 686 9215  
103 MILNER ROAD RONDEBOSCH

**AMP**

**VOTE**

**ISLAMIC PARTY**

**WESTERN CAPE**

The Future is at Your Feet

**NP Youth**  
National Party

**SOCCER PARTY**

**VOTE SOCCER PARTY**

**JAMES MANGE**  
ISINA MUVA LIYABUKWA

**VOTE CoD**

BE PART OF THE SOLUTION

**NUMISA**

**METAL WORKERS**

ENGINEER YOUR FUTURE

**VOTE ANC**

**UHURU**

**NAMIBIA**

**D.T.A. VAN HAMBE**

**NATIONAL ASSEMBLY ELECTIONS 2008**

**YOUR VOTE COUNTS**  
**VOTE SWAPO PARTY**  
FOR PEACE, UNITY AND SUSTAINABLE DEVELOPMENT

**VOTE SWAPO PARTY**

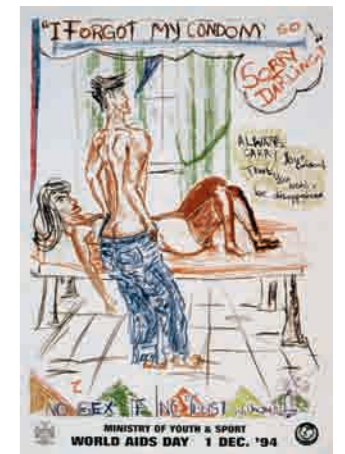
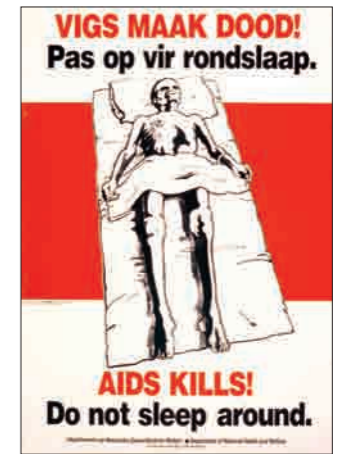
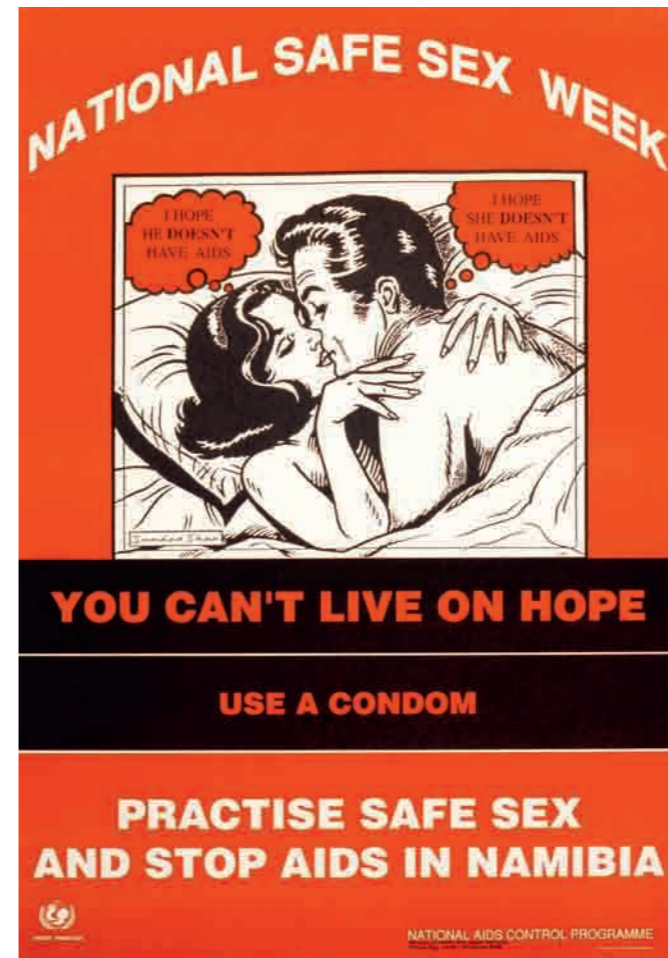
**VOTING STATION**  
**ISITISHI SOKUVOTELA**  
**STEMLOKAAL**

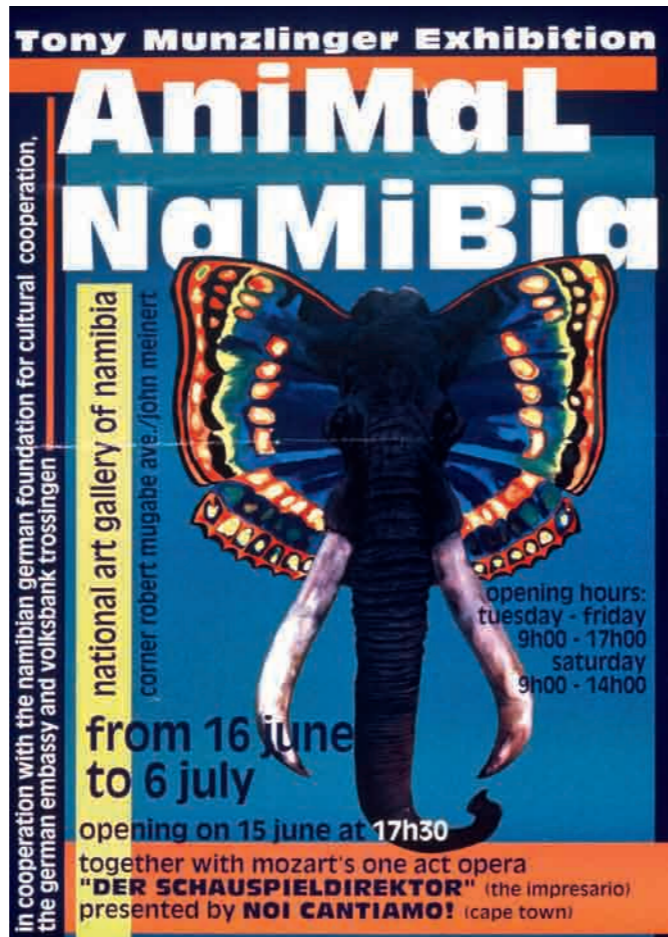
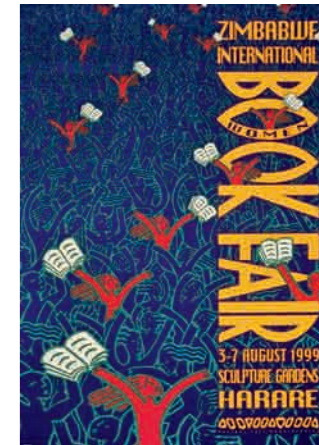
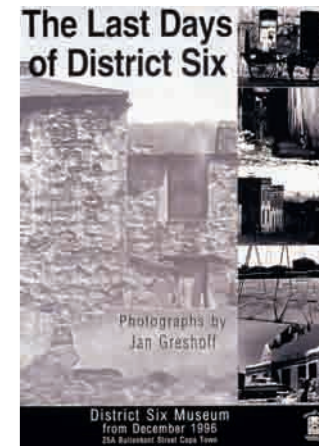
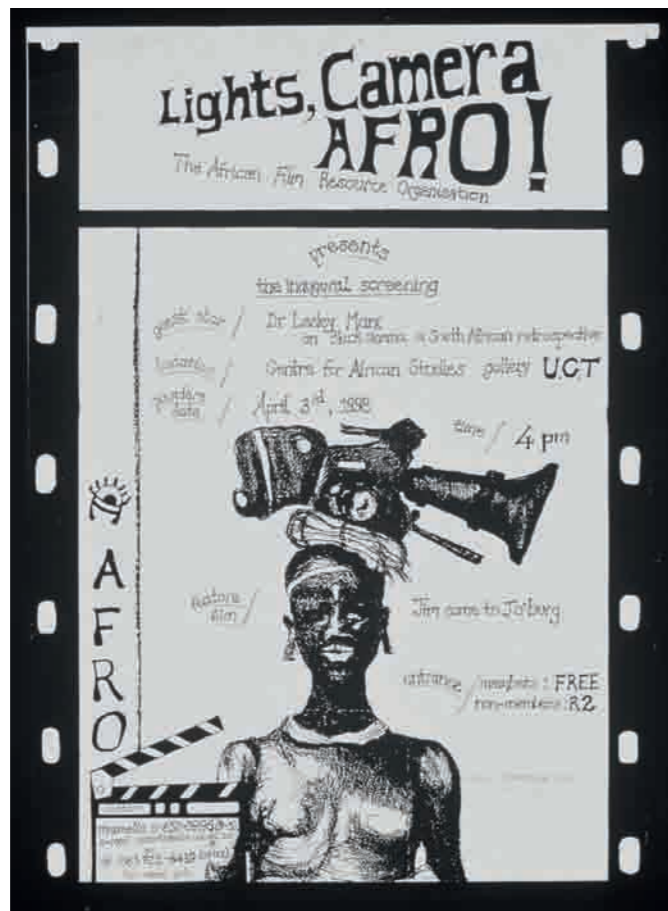
1. Check ID or voters card  
2. Check hands  
3. Mark hands  
4. Get National ballot paper  
5. Make X on National ballot paper  
6. Put paper in ballot box  
7. Get Provincial ballot paper  
8. Make X on Provincial ballot paper  
9. Put paper in ballot box

1. Veza isazisi (ID) sakho okanye ikhadi lokuvota  
2. Qwalasela izandla  
3. Yenza uphawu ezandleni  
4. Fumana iphepha lokuvotela urhulumente wesisizwe siphela  
5. Yenza umx (X) ephapheni lokuvota  
6. Faka iphepha lakho ebhokisini  
7. Fumana iphepha lokuvotela urhulumente wengingqi  
8. Yenza umx (X) kwilelo phepha lokuvotela urhulumente wengingqi  
9. Lifake ebhokisini

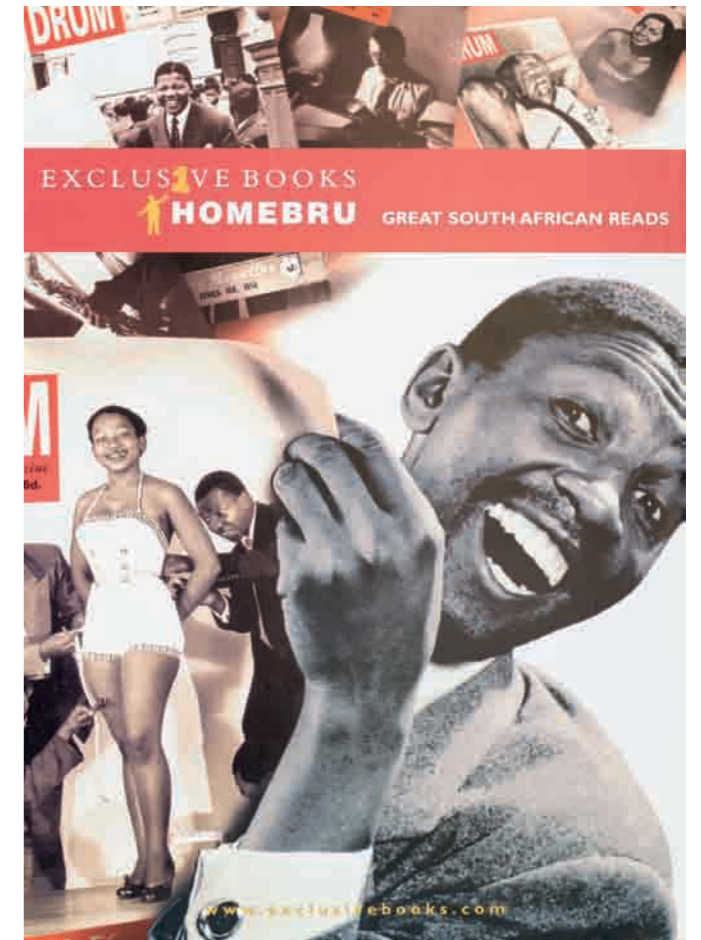
1. Toon ID of kieserskaart  
2. Ondersoek hande  
3. Merk hande  
4. Kry Nasionale stembrief  
5. Maak X op Nasionale stembrief  
6. Plaas stembrief in stembus  
7. Kry Provinsiale stembrief  
8. Maak X op Provinsiale stembrief  
9. Plaas stembrief in stembus

A VEETU POSTER (VOTER EDUCATION AND ELECTIONS TRAINING UNIT)  
VEETU is a project of ERIP of the University of the Western Cape, in partnership with Afesisa (East London), CCLS (Durban), MAP-CDS (Johannesburg)









# Urbane Topografien in Südafrika

Die Veränderungen der städtischen Strukturen Südafrikas der letzten Jahre finden auch in der Literatur ihren Niederschlag – zum Beispiel in Ivan Vladislavićs «Portrait With Keys. The City of Johannesburg Unlocked». Der Autor hält darin visuelle Impressionen fest, die er als Spaziergänger in seiner Heimatstadt macht – als Kritik an den Zuständen. Therese Steffen



«I am looking forward to seeing Jo'burg from the air. As the aircraft lifts you out of it, above it, it becomes, for a moment, comfortably explicable.» «Portrait», 98–99.

Südafrika hat längst wieder begonnen, afrikanisch zu werden. Die ersten freien Wahlen von 1994, der Anfang einer demokratischen Ordnung unter Nelson Mandela und damit auch ein Ende unzähliger unfreiwilliger Exilhaftungen: Das Land hat einen dramatischen Umschwung erlebt. Und doch hat sich so viel nicht verändert. Die ökonomische Kluft zwischen den Bevölkerungsgruppen ist nach wie vor eklatant. Der Anteil der «Coloreds» (Menschen mit schwarzen und weissen Vorfahren) und Weissen an der Gesamtbevölkerung von rund 45 Millionen beträgt je um die 9,5%. Asiaten, meist

im urbanen Grossraum Durban ansässig, stellen etwa 3% der Gesamtbevölkerung. Rund 80% der schwarzen Bevölkerung lebt, trotz grosser Integrationsanstrengungen, weiterhin am oder unter dem Existenzminimum.

Nach wie vor sind die Nachfahren niederländischer, französischer und britischer Einwanderer, die ab Mitte des 17. Jahrhunderts nach Südafrika immigrierten, im Vorteil. Doch im Land mit der grössten europäischstämmigen Bevölkerung des Kontinents nimmt die Zahl der Weissen seit den 1990er-Jahren kontinuierlich ab. Fast eine Million hat das Land inzwischen verlassen, unter ihnen der Nobelpreisträger J. M. Coetzee. Das kulturelle Klima, die politischen Bedingungen haben dennoch ihre befreienden Spuren hinterlassen, beim Grossteil der Bevölkerung und im Kulturschaffen des Landes.

Auch die anglophone Literatur Südafrikas ist seit 1994 im Umbruch. Während sie zu Hause von einem Bruchteil der Bevölkerung rezipiert wird, genießt sie weltweit eine grosse Ausstrahlung, auch dank der beiden Nobelpreisträger Nadine Gordimer (1991) und J. M. Coetzee (2003). Einst so politisch-kämpferische Themen wie Apartheid, Untergrund, Widerstand, Exil und Kolonialismus sind Debatten zu HIV, Arbeitslosigkeit, Black Economic Empowerment, Urbanität im Wandel und Kriminalität gewichen. Diese Entwicklung soll hier anhand eines kulturellen und literarischen Streiflichts erörtert werden.

## Alltag und Kultur nach der Apartheid

Der südafrikanische Schriftsteller Ivan Vladislavić hat sich als sensibler Beobachter der urbanistischen Veränderungen seit 1994 profiliert. In einem Interview mit Angela Schader (NZZ vom 27.10.2008) stellt er fest, es sei fast ein Ding der Unmöglichkeit, die Topografien des «schwarzen» und des «weissen» Südafrikas zu integrieren. Aber von genau diesem Prozess handelt sein Buch «Portrait With Keys. The City of Johannesburg Unlocked» von 2006. Tatsächlich habe sich in den Wohngebieten der Mittelklasse, etwa in Kensington, wo Vladislavić seit Langem lebt, nach dem Ende der Apartheid ein gewisses Mass an Integration eingestellt. Aus den Townships sind Leute in die früher weissen Quartiere gezogen, doch diese Verlagerung sei asymmetrisch erfolgt: Vormalige weisse Innenstadt- und Businessquartiere wie Yeoville oder Hillbrow sind praktisch völlig «schwarz» geworden. Insgesamt, so Vladislavić, lebt die Rassentrennung noch vielerorts in der ungleichen Verteilung des Wohlstands fort, und das sei einer echten Integration ebenso hinderlich wie der erhebliche Rückstand im Bildungswesen.

Trotz all dieser Mängel sei es nach wie vor ein grossartiges Gefühl, in einer Demokratie zu leben. Innerhalb der Gesellschaft sind teilweise erstaunliche Dynamiken auszumachen, etwa eine Öffnung all jener Kulturformen, die ein breiteres Publikum ansprechen: Presse, Musik, Populärkultur, aber auch die Fernsehprogramme sind zu einem Ausdruck der gesamten Bevölkerung Südafrikas geworden. Die gravierendste Veränderung ist im Wandel von einer Kultur des Widerstands zu einer «Kultur des Ausdrucks» geschehen. Vorgefertigte Standpunkte – für oder wider die Apartheid – sind obsolet, ein eigener Standort ist gefragt.

## Neue Freiheiten

Ein einfach zuzuordnender Postapartheid-Roman ist nicht auszumachen. Doch gibt es seit Neuerem eine Literatur, die eher unterhaltsam als sozial engagiert ist: Liebesgeschichten und vor allem Kriminalromane – etwa von Deon Meyer, Margie Orford, Antony Albekker, Sifiso Mzobe oder Zakes Mda – reflektieren eine neue Zeit, ein Zeichen dafür, dass sich Autoren Freiheiten herausnehmen können. Nach wie vor stehen auch soziale Fragen im Vordergrund, etwa rassistische

Attacken auf Immigranten, sogenannte «Makwerekweres». Auch die in zunehmend aggressivem Ton ausgetragenen Konflikte innerhalb des African National Congress (ANC) verfolgt man mit Sorge. Doch gibt es kulturspezifische Themen wie etwa den enormen Aufschwung, den die Lyrik erlebt. Viele junge Autorinnen und Autoren wenden sich ihr zu, insbesondere der «Performance»- und der «Slam Poetry». Die mangelnde Bildung aller Bevölkerungsschichten ist wohl auch mitverantwortlich dafür, dass seit 1994 nicht so viele schwarze Kulturschaffende an die Öffentlichkeit getreten sind, wie man es erwartet hätte.

Autoren wie Phaswane Mpe, Jacob Dlamini, Sello Duiker oder Zakes Mda sind Ausnahmen, die die Regel bestätigen. Zum einen kann sich literarisches Schaffen nur schwer entwickeln, wenn ihm nicht eine solide Lesekultur den Boden bereitet. Zum andern haben sich wahrscheinlich auch viele jüngere Schwarze, die das Zeug zum Schriftsteller hätten, für einen andern, lukrativeren Beruf entschieden. Die Ursache dieses Problems liegt, so Vladislavić, auch darin begründet, dass heute ein grosser Teil der Hochschulabsolvierenden die afrikanischen Länder verlassen und bewusst ins Exil ziehen. Zwar schreiben diese Autorinnen und Autoren nach wie vor über ihre Herkunftsländer, doch nur wenige leben oder lebten dort. Sie sind in ihrer eigenen Kultur nicht oder nicht ausreichend präsent und verankert. In dieser Hinsicht müsste sich in Afrikas Kulturlandschaft noch einiges verändern, fordert Vladislavić.

## Entschlüsseltes Johannesburg

Kaum ein anderer südafrikanischer Autor, neben Phaswane Mpe oder Sello Duiker, lebt diese Devise bewusster und konsequenter als Vladislavić selbst. Der erklärte Stadtwanderer kennt die kulturellen Topografien des Wandels aus eigener Beobachtung: «Every day I trawl along my habitual routes ready to be startled by something else I have missed until now.» («Portrait», 164) Als polyzentrische, «unordentliche» und kaum fassbare Stadt ruft Johannesburg, Jo'burg, Jozi oder Egoli, die Stadt des Goldes, nach einer Bestandesaufnahme im ordnenden Blick des Autors. «Portrait With Keys» ist das literarische Resultat dieses Unterwegsseins in einer Umgebung, in der kaum jemand zu Fuss geht. Während Johannesburg weiterhin unkontrolliert an seinen Rändern wächst, ist die vormalige «weisse» Innenstadt neu besetzt. Das alte Geschäftszentrum rund um das ehemalige Carlton Hotel jedoch liegt heute dezentral in eingezäunten und bewachten «Inseln» wie Sandton oder Rosewood.

Vladislavić, Autor von mehreren Romanen, begann seine Karriere mit einer Sammlung von Kurzgeschichten, «Missing Persons» (1989), und kommentierte in seinem Werk die Zeit des Übergangs exemplarisch. Geboren 1957 in Pretoria, lebt er seit 1977 in Johannesburg. Seine bislang dichteste Beschreibung des urbanen Grossraums im Wandel ist «Portrait With Keys». In 138 nummerierten Vignetten präsentiert er

die urbanen Topografien als Spaziergänge («itineraries»), die man sich nach Themen wie Sicherheit, Kunst, Wasser, Wandern, Körpersprache, Verkäufer und Bettler, Stadtzentrum, Untergrund oder Architektur aussucht. Perspektivenwechsel sind somit in den Erzählstrang eingebaut. Erzähler ist meist der Autor, der mit andern Figuren interagiert. Eine doppelte Perspektive ergibt sich auch aus der Zweiteilung des Bands in «Point A» und «Point B». Nach dem ersten Teil verlässt der Autor Johannesburg, zu Beginn des zweiten nimmt er wieder Kurs auf seine Heimatstadt, die sich nur als kaleidoskopisches Panoptikum erschliessen lässt.

#### Sicherheitsstrukturen

Zwei Vignetten, die erste und letzte einer Serie zum Thema Sicherheit, beschreiben die allgegenwärtigen Ein- und Ausschlussverfahren in Johannesburg. Schon der Prozess des Schliessens und Entschliessens einer Wohnung, eines Hauses, eines Autos nimmt sich aus wie das Öffnen und Schliessen eines Banksafes:

When a house has been alarmed, it becomes explosive. It must be armed and disarmed several times a day. [...] Every departure is precipitate, every arrival is a scraping-in. In an alarmed house, you awake in the small hours to find the room unnaturally light. The keys on the touch pad are aglow with a luminous, clinical green, like a night light for a child who's afraid of the dark. («Portrait», 15)

Das Leben in diesen Hochsicherheitsstrukturen erscheint unnatürlich, die behütete «weisse» Welt im klinisch grünen Licht. Keineswegs zufällig und höchst ironisch setzt Vladislavić diese Entriegelung an den Anfang seines Romans.

Die finale Vignette dieser Serie erlaubt, im Vergleich zur ersten, doch eine marginale Durchlässigkeit und einen gewissen menschlichen Austausch. Die wortlose Verständigung zwischen einem bettelnden Menschen vor den Toren eines weissen Hausbesitzers wird zum Ritual. In den frühen Morgenstunden taucht das schwarze Gesicht hinter den Metallstäben auf und verlangt seine Tagesration Almosen. Für einige Augenblicke öffnen sich die Hände des Gebenden und Empfangenden zwischen Haus und Aussenraum:

He rattles the metal catch on our back gate every third or fourth day. When I lift the curtain at the bedroom window to see who's there, he shows his face between the iron bars of the gate like an identity card. He used to say his name, but now he has fallen back on this visual shorthand. Even in the gloom, I recognize his white peaked cap. I go out and let the money fall into his cupped palm. He squints at me through the bars and drops a little curtsy. Neither of us say a word. We have been reduced to a simple mechanism of supply and demand. («Portrait», 136)

In diesen Vignetten ermöglicht Vladislavić einen neuen Blick auf Johannesburg. Man folgt ihm neugierig auf seinen Stadt-

rundgängen und registriert den urbanen Raum im Wandel: Türen sind plötzlich zugemauert, Wände überhöht. Noch finden sich Spuren alter Zustände. So gelingt nicht nur ein Diskurs zwischen visuellen und literarischen Texten, sondern, implizit, eine ironisch gebrochene Kritik an Zuständen, die dem Autor sprichwörtlich ins Auge springen.

Prof. Therese Steffen ist Universitätsdozentin am Englischen Seminar und am Zentrum für Afrikastudien der Universität Basel.

Ivan Vladislavić, Portrait With Keys. The City of Johannesburg Unlocked. Portobello/Random, London 2006. Deutsch: Johannesburg. Insel des Zufalls. A1 Verlag, München 2008.

# Fussball in Afrika – Spielfeld der Frauen

Forschende verschiedener Disziplinen haben sich in den letzten Jahren intensiv mit der Geschichte, der politischen Tragweite, den sozialen Kontexten und den kulturellen Bedeutungen von Fussball in Afrika beschäftigt. Meist ging es dabei jedoch um das Spiel der Männer. Zum afrikanischen Frauenfussball gibt es nur wenige Studien. Susann Baller



Afrikas Männerteams haben vor den Fifa-Weltmeisterschaften 2010 in Südafrika breites internationales Interesse auf sich gezogen. Die nigerianischen «Super Eagles», die ivoirischen «Éléphants», die kamerunischen «Lions Indomptables» und die ghanaischen «Black Stars» sind vielen geläufig. Doch von Frauenfussball in Afrika ist im Allgemeinen wenig bekannt. Wer kennt schon die tansanischen «Twiga Stars» («Giraffensterne»), die «Dinkinesh «Lucy»» («Du wunderbare «Lucy»») aus Äthiopien, die «Brave Gladiators» aus Namibia, die «Roten Teufelinnen» aus der Republik Kongo, die «Leopardinnen» aus der Demokratischen Republik Kongo und die «Löwinnen» aus dem Senegal? Wer weiss schon, dass es in Nigeria laut Zählungen von 2006 über 300'000 Fussballspielerinnen gibt, in Äthiopien mehr als 165'000 und in Südafrika über 117'000? Und wem ist schon aufgefallen, dass in Burundi und Liberia jeweils eine Frau an der Spitze des nationalen Fussballverbands steht?

Nur wenige werden verfolgt haben, dass die nigerianischen «Super Falcons» bereits acht der neun Frauenfussball-Afrika-meisterschaften, die seit 1991 stattfinden, für sich entscheiden konnten. Ihre kleinen «Schwestern», die «Falconets» (die kleinsten der Familie der falkenartigen Vögel), erreichten gar das Finale der Fifa-U20-Frauenfussball-Weltmeisterschaften. Kaum Erwähnung fand während der Weltmeisterschaften der Männer in Südafrika, dass die dortigen Nationalspielerinnen, die «Banyana Banyana» («Die Mädchen»), in den

letzten zehn Jahren oft besser abschnitten als ihre männlichen Kollegen; ihr Team gehörte fast immer zu den ersten vier des Frauen-Afrikacups. Und auch die «Black Queens» aus Ghana müssen den Vergleich mit den «Black Stars» nicht scheuen: Sie sind das drittplatzierte Team bei den Afrika-Frauenfussballmeisterschaften.

Die Geschichte des Frauenfussballs in Afrika wartet noch darauf, geschrieben zu werden. In den Erfahrungen von Spielerinnen, Teams und Organisatorinnen ist sie von vielfachen Hindernissen geprägt. In Europa fand Frauenfussball in den 1920er- und 1930er-Jahren eine erste Verbreitung: So gab es in England Anfang der 1920er-Jahre bereits rund 150 Teams, und in der Schweiz wurde 1923 in Genf der erste Frauenfussballclub, «Les Sportives», gegründet. Doch der Frauenfussball stiess lange auf den Widerstand der Verbände: Ab 1921 untersagte die English Football Association Frauen, auf Plätzen von Verbandsmitgliedern zu spielen.

In der britischen Kolonie Nigeria erwähnte die lokale Presse Frauenfussball erstmals Ende der 1930er-Jahre. Er stand im Schatten der Männer, war aber keineswegs gänzlich verpönt. Es sei «a perfectly clean sport», so eine nigerianische Zeitung 1939. Erst 1950, als es für die Männer um die Teilnahme an internationalen Wettkämpfen ging, übernahm der Verband Nigerias die Direktive aus London: Das Risiko, von Spielen innerhalb des Empires ausgeschlossen zu werden, sei zu gross. Mitglieder des Verbands sollten keine Frauentteams mehr fördern.

Nur in wenigen andern afrikanischen Ländern gab es damals Frauenfußball. Dieser verbreitete sich in Afrika ab Ende der 1960er-Jahre, etwa gleichzeitig mit einer Neuformierung dieser Sportart in Europa. 1971 hob der englische Fussballverband den Ausschluss von Frauentteams auf; in Deutschland und Frankreich waren solche Klauseln schon im Jahr zuvor gestrichen worden. In zahlreichen Ländern bildeten sich Initiativen, die Frauenfußball neu lancierten, so auch in der Schweiz, wo ab Ende der 1960er-Jahre Frauenclubs gegründet wurden; wenige Jahre später waren es fast 40. Ähnliche Trends finden sich für den afrikanischen Kontinent: Eine südafrikanische Zeitschrift erwähnte bereits 1962 das Team der «Mother City Girls», in Ghana rief eine ambitionierte Leichtathletin 1968 erstmals ein formell registriertes Frauenfußballteam ins Leben und in Nigeria wurde in den 1970er-Jahren der «Sugar Babes Ladies FC» gegründet.

Ein Beispiel dafür, wie sich lokale Initiativen und transnationale Trends in der Verbreitung von Frauenfußball in Afrika miteinander verbanden, ist Senegal. Dort gab 1975 die Italienerin Valéria Rocchi, die zuvor in ihrem Heimatland zum Wiederaufleben des Frauenfußballs beigetragen hatte und sich selbst als «reisende Botschafterin» dieser Sportart verstand, den Anstoss für ein Spiel zwischen ihrem Team «Lombarda Calcio di Milano» und den in Senegals Hauptstadt Dakar neu gegründeten «Gazelles». Im selben Jahr hiess es in einer senegalesischen Tageszeitung, dass mehr und mehr Frauentteams im ganzen Land «wie Pilze aus dem Boden» sprössen. Als die «Gazellen» aus Dakar – mit Unterstützung von Politik und Presse – eine Tournee mit Spielen in andern Städten des Landes unternahmen, fanden sie eine ganze Reihe von Teams vor: die «Garmy» («Prinzessinnen» in der senegalesischen Sprache Wolof), die «Aigles» («Adler»), die «Abeilles» («Bienen»), die «Tigresses du Casa-Sport» und die «Dorades». Nur wenig später kamen die ersten Spielerinnen aus Senegal bei europäischen Klubs unter Vertrag. Und auch die landesweit sehr populären Nachbarschaftsfussballvereine planten bereits 1975 in Dakar ein Frauenturnier mit sechs Teams.

«Die Zukunft des Fussballs ist weiblich»

«Die Zukunft des Fussballs ist weiblich», erklärte Joseph Blatter 1995 zur Eröffnung der zweiten Frauenfußball-Weltmeisterschaften. Seit 1991 finden die Weltmeisterschaften und der Afrikacup im Frauenfußball statt. 2004 beschloss die Fifa, dass jeder Verband mindestens 4% seiner Zuschüsse für den Frauenfußball aufwenden müsse, worauf diese Quote ein Jahr später auf 10% und 2007 auf 15% erhöht wurde. Die Möglichkeit, an internationalen Wettkämpfen teilzunehmen, und die Verpflichtung, Gelder in den Frauenfußball zu investieren, boten nun auch für die Verbände einen Anreiz, Frauenequipes, die Bildung von Nationalteams und die Organisation lokaler Meisterschaften zu unterstützen. In Lagos organisierte der nigerianische Verband bereits 1990 eine Meis-

terschaft, bei der die besten Spielerinnen für das neu zu bildende Nationalteam ausgewählt wurden. Im Senegal wurde 1994 ein erstes Turnier ausgerichtet. Es dauerte allerdings bis zum Beginn der 2000er-Jahre, bis der Verband eine reguläre Meisterschaft aufbaute.

Doch nur in wenigen afrikanischen Ländern konnte sich Frauenfußball durchsetzen, vielerorts fristet er ein Randdasein. Die Gründe dafür sind vielfältig und oft lokal spezifisch. Immer wieder sind Frauen die ersten Leidtragenden der Krise eines Verbands. So kommen die von der Fifa bestimmten Gelder nicht immer bei den Frauentteams an, und es fehlt an privaten Sponsoren. In den meisten Ländern Afrikas kommen soziale und kulturelle Vorbehalte hinzu: Fussball wird als ein vor allem männlich bestimmter Raum gedacht und erlebt. Es waren Soldaten, Verwaltungsbeamte, Angestellte von Handelshäusern und Missionare, die den Sport Ende des 19. Jahrhunderts im Kontinent eingeführt hatten. Die Verbreitung von Fussball sollte dazu dienen, Schüler und Arbeiter körperlich zu trainieren – Frauen kam dabei bestenfalls die Rolle der Zuschauerinnen zu.

Zeigte sich anfangs Skepsis gegenüber Fussball spielenden Frauen, finden sich heute Spielerinnen häufig mitten in diskursiven Auseinandersetzungen um soziokulturelle Vorstellungen von Körper, Gender und Weiblichkeit wieder. Zum Beispiel gelten Fussballerinnen als zu muskulös (obgleich andere Sportarten wie Basket- und Handball für Frauen grosse Akzeptanz finden). In verschiedenen Ländern wie Ghana, Madagaskar und Senegal kursieren Gerüchte, Fussballspielerinnen könnten nicht schwanger werden, und wie um das Feminine der Spielerinnen unter Beweis zu stellen, verlangen manche Vereine und Verbände, dass Fussballerinnen möglichst «weiblich» auftreten und beispielsweise lange Haare und in ihrer Freizeit Röcke tragen sollten. Manchmal kommt es zu einem international beachteten Skandal, wie zuletzt in Nigeria, wo sich die Nationaltrainerin letztes Jahr rühmte, lesbische Spielerinnen aus ihrem Team verdrängt zu haben.

Trotz dieser Herausforderungen, mit denen sich Fussballspielerinnen in vielen Ländern Afrikas konfrontiert sehen, gibt es aber durchaus Hinweise, dass diese Sportart dort ein grosses Potenzial hat, sich weiter zu etablieren. Schon in den 1970er-Jahren bemerkte ein Journalist im Senegal, dass die Spielerinnen der neu gegründeten Teams zeigten, dass Fussball keineswegs eine rein männliche Angelegenheit sei. An den Frauenfußball-Weltmeisterschaften von 2011 nahmen zwei Teams aus Afrika teil, Äquatorialguinea und Nigeria. Während Äquatorialguinea, das erst 1986 der Fifa beitrug, ein «Fussballzweig» ist, gilt Nigeria als einer der afrikanischen «Fussballriesen». Dennoch: Beide Teams demonstrieren auf ihre eigene Weise, dass mit Geld, Organisation und politischem Willen auch Erfolge im Frauenfußball möglich sind.

Dr. Susann Baller ist Assistentin für Afrikanische Geschichte am Historischen Seminar der Universität Basel.

# Neue Wirkstoffe aus südafrikanischen Pflanzen?

Die Geschichte der Pharmakotherapie ist eng verknüpft mit den Fortschritten der Naturstoffforschung. Etwa 40% der heute eingesetzten Wirkstoffe sind mehr oder weniger direkt von Naturstoffen abgeleitet oder von ihnen inspiriert. Zusammen mit Forschenden aus Südafrika wird nach Naturstoffen gesucht, die als Ausgangspunkt für neue Wirkstoffe gegen parasitische Tropenkrankheiten dienen können. Matthias Hamburger



Die Verwendung von Arzneipflanzen zur Linderung von Krankheiten hat sich parallel zur Menschheitsgeschichte entwickelt. Archäologische Funde belegen die züchterischen Bemühungen in der Jungsteinzeit, aus denen Medizinalpflanzen wie Schlafmohn, Hanf und Kokastrauch als Kulturarten (Pflanzenarten, die nicht aus Wildvorkommen bekannt sind) hervorgingen. Erste Beschreibungen von Arzneipflanzen und ihren Eigenschaften kennen wir aus den frühen Hochkulturen des Nahen und Mittleren Orients, aus China, Indien und Griechenland. Mit der Gewinnung von Morphin aus dem Milchsaft des Schlafmohns durch den deutschen Apotheker Sertürner 1805 wurde die eigentliche Naturstoffforschung eingeleitet, aus der bis weit ins 20. Jahrhundert praktisch alle Wirkstoffe der pharmazeutischen Industrie hervorgingen.

Jüngstes Beispiel einer langen Liste von Erfolgen ist der 2010 zugelassene Wirkstoff Fingolimod, das erste oral einsetzbare Arzneimittel zur Behandlung der Multiplen Sklerose. Der Wirkstoff wird zwar vollsynthetisch hergestellt, seine Struktur und sein neuartiger Wirkmechanismus wurden aber durch einen Pilzmetaboliten inspiriert. Unsere Kenntnisse über das Potenzial der Naturstoffe sind aber

nach wie vor sehr lückenhaft. Allein von den weltweit rund 250'000 Arten höherer Pflanzen ist bisher nur ein Bruchteil auf ihre Inhaltsstoffe und pharmakologischen Wirkungen untersucht worden, ganz zu schweigen von den zahlreichen Pilzen, Bakterien oder Meeresorganismen. Gerade in den oft artenreichen Entwicklungs- und Schwellenländern liegt ein Potenzial, das noch viel zu wenig ausgelotet ist.

Südafrika gehört zu den globalen Zentren pflanzlicher Biodiversität. Mit über 20'000 Arten von Blütenpflanzen sind im Land etwa 10% der global vorkommenden Arten vertreten. Allein die Kapregion weist auf einer Fläche von gerade einmal 0,08% der globalen Landoberfläche etwa 3% aller bekannten Pflanzenarten auf. Davon sind zwei Drittel endemisch, kommen also nur in dieser Region vor. Neben der einmaligen Fynbos-Vegetation der Kapprovinz kennt Südafrika noch weitere charakteristische Ökoregionen, die von subtropischen Wäldern über Savannen bis zu den Halbwüsten der Kalahari und der Karoo reichen. Von den zahlreichen Pflanzenarten wurden viele traditionell als Medizinalpflanzen verwendet. Die reiche volksmedizinische Tradition Südafrikas wurde durch die zahlreichen Ethnien geprägt.

Vor diesem Hintergrund ist denn auch das Forschungsprojekt zu sehen, dass wir 2009 im Rahmen des bilateralen Forschungsabkommens zwischen der Schweiz und Südafrika etablierten. Dabei arbeiten der südafrikanische Council for Scientific Research (CSIR), die Abteilung für Pharmazeutische Biologie am Departement für Pharmazeutische Wissenschaften der Universität Basel und die Forschungsgruppe für Parasiten-Chemotherapie des Schweizerischen Tropen- und Public Health-Instituts (Swiss TPH) zusammen. Gemeinsam suchen wir nach pflanzlichen Naturstoffen, die als Ausgangspunkt für die Entwicklung neuer Wirkstoffe gegen tropische Parasitenerkrankungen dienen können, spezifisch gegen die Erreger von tropischen Protozoenerkrankungen wie Malaria, Leishmaniose und die Afrikanische Schlafkrankheit. Die Parasiten werden durch Insekten auf den Menschen übertragen. Gerade in vielen Ländern Afrikas führen diese Krankheiten zu zahlreichen Todesfällen und massiven Einbussen in der Produktivität. Es fehlt an neuen, hoch wirksamen und verträglichen Wirkstoffen, die Malaria-mittel vielleicht ausgenommen. Aber auch bei der Malaria sind wegen der fortschreitenden Resistenzentwicklung neue Wirkstoffe erforderlich.

#### Gegen Protozoenerkrankungen

Warum gerade aber die Suche nach Inspiration bei pflanzlichen Naturstoffen gegen diese Tropenkrankheiten? Ein Hauptgrund liegt darin, dass solche Substanzen in der Vergangenheit massgeblich zur Entwicklung von Wirkstoffen gegen Protozoenerkrankungen beigetragen haben. So war das bereits 1820 aus der Chinarinde isolierte Chinin der erste wirksame Malariawirkstoff, und im 20. Jahrhundert orientierte sich die Entwicklung vieler synthetischer Malaria-mittel an der Struktur des Chinins. Die moderne Chemotherapie der Malaria wäre ohne die Kombinationspräparate mit Artemisinin-Derivaten nicht denkbar. Artemisinin wurde in den 1970er-Jahren in China aus dem einjährigen Beifuss (*Artemisia annua*), einer traditionellen Arzneipflanze der chinesischen Medizin, isoliert und zum Wirkstoff entwickelt.

Die Kompetenzen und Ressourcen der drei Projektpartner ergänzen sich ideal. Über die Jahre hinweg hat der CSIR systematisch Pflanzen aus allen Gegenden des Landes zusammengetragen und aufgearbeitet. Aus 11'000 Arten wurde eine einzigartige Bibliothek von 32'000 Pflanzenextrakten angelegt. Das Swiss TPH ist weltweit anerkannt in der Prüfung und präklinischen Entwicklung von Wirksubstanzen gegen Tropenkrankheiten, und die Pharmazeutische Biologie verfügt über eine einmalige Plattform zur effizienten Charakterisierung von aktiven Naturstoffen. Im Rahmen des Projekts wurde aber nicht die gesamte Extrakbibliothek durchgetestet, vielmehr von Anfang an auf eine gezielte Auswahl fokussiert: nämlich auf Pflanzen, die mit einer traditionellen Verwendung bei Tropenerkrankungen in Zusammenhang gebracht werden konnten. Unsere Hypothese dabei war, dass

wir mit dieser Auswahl eine höhere Trefferrate erzielen würden. Wie findet man nun die aktiven Moleküle in einem Extrakt? Pflanzliche Extrakte sind komplexe Vielstoffgemische, die Hunderte von unterschiedlichsten Substanzen enthalten. Oft sind die interessanten Verbindungen nur in Spuren vorhanden. Die Identifizierung würde also der sprichwörtlichen Suche nach der Nadel im Heuhaufen gleichen, wenn wir nicht einige Tricks zur Hand hätten. Die Kombination unserer Technologieplattform mit den Testsystemen des Swiss TPH ermöglicht eine sehr gezielte und effiziente Auffindung der aktiven Substanzen.

#### Leitstrukturen gesucht

Von der Identifizierung eines Naturstoffs mit Aktivität in einem miniaturisierten «In-vitro»-Testsystem (im Reagenzglas) bis zum zugelassenen Wirkstoff ist es aber ein weiter Weg. Heute muss man mit einer Entwicklungszeit von mindestens zwölf Jahre rechnen. Viele Substanzen werden dabei geprüft, und nur wenige schaffen es, die mit jeder Entwicklungsstufe höher werdenden Anforderungen zu bestehen. In dem Projekt geht es deshalb nicht darum, einen neuen Wirkstoff zu entwickeln. Wir suchen sogenannte Leitstrukturen, also «pharmazeutische Prototypsubstanzen», die als Ausgangspunkt für eine gezielte Wirkstoffentwicklung dienen können. Ein massgebliches Kriterium für eine Leitstruktur gegen Parasitenerkrankungen ist zum Beispiel der Wirksamkeitsnachweis in geeigneten Tiermodellen. An dieser Hürde scheitern bereits viele Substanzen mit guten «In-vitro»-Eigenschaften. Wir rechnen damit, dass wir bis zum Projektabschluss für zwei neue Moleküle den Wirksamkeitsnachweis im Tier erbringen werden. Diese Strukturen werden darauf von Medizinalchemikern abgewandelt mit dem Ziel, Substanzen mit verbesserten Stoffeigenschaften zu identifizieren. Dieser Optimierungsprozess geht über mehrere Stufen von Synthese und folgender biologischer Prüfung, bevor eine Substanz nach einigen Jahren der Entwicklung erstmals am Menschen geprüft werden kann.

Das Erreichen greifbarer Ergebnisse steht in einem solchen Projekt sicher im Vordergrund. Zudem ist der Wissenstransfer integraler Bestandteil davon. Dieser Transfer findet auf verschiedenen Ebenen statt: durch Forschungsaufenthalte von CSIR-Mitarbeitern in Basel, durch regelmässigen Informationsaustausch zwischen den Partnern und durch Aufenthalte von Basler Wissenschaftlern am CSIR in Pretoria, wo eine moderne Infrastruktur und hoch motivierte Mitarbeiter zur Verfügung stehen. Es geht insbesondere darum, Konzepte und Methoden der modernen Wirkstoffforschung an den CSIR zu vermitteln, damit Südafrika auf diesem Gebiet für die Zukunft noch besser aufgestellt ist und das Potenzial der einheimischen Biodiversität eigenständig erforschen und nutzen kann.

Prof. Matthias Hamburger ist Ordinarius für Pharmazie an der Universität Basel.

# Leben und forschen am Tanganjikasee

Der Tanganjikasee ist der älteste See Afrikas und das zweitgrösste Süsswasserreservoir der Erde. Seiner Fische wegen wird das Gewässer jedes Jahr von Basler Forschenden besucht: Denn die hier in grosser Vielfalt vorkommenden Buntbarsche gelten als wichtiges Modell der Evolutionsforschung. Walter Salzburger



Der Tanganjikasee im ostafrikanischen Grabenbruch ist riesig: Mit mehr als 650 Kilometern Länge, bis zu 70 Kilometern Breite und 1470 Metern Tiefe ist er das Produkt der Kontinentalverschiebung, also des Auseinanderdriftens der ost- und der zentralafrikanischen Platte. Eine Bruchlinie von gigantischem Ausmass hat sich hier im Lauf von Jahrmillionen aufgetan, wobei sich einige Bereiche mit Wasser gefüllt haben und mittlerweile zu den grössten und ältesten Seen unseres Planeten gehören. Kontinentalverschiebung, Vulkanismus und Erosion haben über und unter dem Wasser bizarre Landschaften geformt: So fallen die Steilufer des Tanganjikasees mancherorts Hunderte Meter tief ab, anderswo liegen runde, bisweilen zehn Meter hohe Granitblöcke («Boulders») wie deplatziert in der Landschaft herum oder bilden ganze Inseln. In den See mündende Flüsse haben sich tief in die Landschaft gegraben, und das eingeschwämmte Sediment formt riesige Sandflächen unter Wasser und sandwüstenähnliche Küstenstreifen.

#### Urtümlich und abgeschieden

Wegen seiner Grösse, seiner Urtümlichkeit und der ihn umgebenden Wildnis übt der Tanganjikasee auf den Menschen

eine ganz besondere Faszination aus. Wahrscheinlich war der See bereits für unsere frühen Vorfahren ein Anziehungspunkt, heute ist er – trotz seiner schweren Erreichbarkeit – ein wichtiger Wirtschaftsmotor und Handelsweg. Das Land Tansania liegt nicht nur am Tanganjikasee, sondern trägt ihn auch in sich, zumindest etymologisch: Genau wie das Land aus einem Zusammenschluss von Tanganjika und Sansibar hervorging, so ist auch sein heutiger Name ein Fusionsprodukt. Drei weitere Länder grenzen an ihn; während Tansania und Sambia seit vielen Jahren sehr friedliche Regionen sind, kann man dies von Burundi und der Demokratischen Republik Kongo leider nicht behaupten. Der Nordwesten des Gewässers wird nach wie vor von «Warlords» kontrolliert, was auch durch seine Abgeschiedenheit begünstigt wird. Ausser in Burundi, dessen Hauptstadt Bujumbura am See liegt, sind die an ihn grenzenden Provinzen nämlich Randgebiete, die viele Hunderte von Kilometern von den Hauptstädten der jeweiligen Länder entfernt sind (DR Kongo: Kinshasa; Sambia: Lusaka; Tansania: Dodoma).

Die Abgelegenheit und Ferne von Meeresküsten erklärt die verhältnismässig späte «Entdeckung» und Beschreibung des Tanganjikasees. Erst im Jahr 1858, als Darwin gerade sein

# Amphibien und ihre Evolution

In den tropischen Gebieten des afrikanischen Kontinents leben zahlreiche Amphibienarten, aber sie sind unterschiedlich verteilt. Über die Zusammenhänge zwischen ihrer Evolutionsgeschichte und der Geografie Afrikas forscht ein Basler Biogeografenteam. Simon Loader

Hauptwerk «Über die Entstehung der Arten» fertigstellte, kamen die britischen Entdecker Richard Burton und John Hanning Speke als erste Europäer hierher, und zwar auf der Suche nach den sagenumwobenen Quellen des Nils. Das Ufer des Tanganjikasees ist auch Schauplatz einer berühmten Begegnung zweier anderer Entdecker. In Ujiji traf Henry Morton Stanley nach langer Suche auf den verschollenen Missionar und Afrikaforscher David Livingstone. Berühmt wurde später vor allem die sehr trockene Begrüssung durch Stanley («Dr. Livingstone, I presume?»). Auch Che Guevara war einmal in den 1960er-Jahren hier, um kongolesische Rebellen zu trainieren. Friedlicher ging es am gegenüberliegenden Ufer zu, wo Jane Goodall zu jener Zeit bereits Schimpansen im Gombe-Stream-Nationalpark in Tansania untersuchte.

Seit fast 100 Jahren fährt das Schiff «Liemba» über den Tanganjikasee: von Burundi im Norden nach Sambia im Süden und wieder zurück, und das wöchentlich – ausser man braucht es für Transporte von Flüchtlingen oder Hilfsgütern. 1913 als «Graf von Götzen» im norddeutschen Papenburg erbaut, wurde es später zerlegt, an den Tanganjikasee gebracht und dort wieder zusammengenietet (wie es der Schweizer Schriftsteller Alex Capus im Roman «Eine Frage der Zeit» nacherzählt). Die zivile Schifffahrt war dann allerdings vorerst lahmgelegt: Im Ersten Weltkrieg wurde das Schiff von den deutschen Kolonialherren zuerst mit Kanonen ausgestattet und dann versenkt, um nicht in Feindeshand zu gelangen. Später wurde es von den Belgiern geborgen und sank noch ein zweites Mal, bevor es schliesslich 1927 zur «Liemba» wurde. Wenn dieses Schiff heute mit einem lauten Hupen in den Hafen von Mpulungu, dem Hauptstützpunkt des Basler Forschungsteams in Sambia, einläuft, dann wartet bereits eine Mensentraube auf die Warenlieferungen aus dem Norden – und die Forschenden auf frische Ananas aus Tansania.

## Vielfältiger «Artenschwarm»

Irgendwie haftet dem Tanganjikasee ein Image als ewiger Zweiter an. Mit einem geschätzten Alter von etwa 12 Millionen Jahren ist er der zweitälteste See der Erde und auch der zweitiefste, beides übrigens hinter dem Baikalsee in Sibirien. Nach dem Viktoria- und knapp vor dem Malawisee ist er «nur» der zweitgrösste See Afrikas. Und auch bei den berühmtesten tierischen Bewohnern der ostafrikanischen Seen, den Buntbarschen, scheint der Tanganjikasee auf den ersten Blick nicht der interessanteste zu sein. Buntbarsche, auch Cichliden genannt, sind eine überaus vielfältige Fischfamilie und damit eines der wichtigsten Modellsysteme zur Erforschung der Evolution (vgl. UNI NOVA 111/2009). An die 1000 Buntbarscharten leben Schätzungen zufolge im Malawisee, gut 500 sind es im Viktoriasee, aber eben «nur» knapp 300 im Tanganjikasee. Aber reine Artenzahlen sind eben nicht alles: Der Buntbarsch-«Artenschwarm» – wie derart artenreiche Faunen auch genannt werden – im Tanganjikasee ist vielfäl-

tiger als seine Pendants der andern beiden Seen: vielfältiger in Bezug auf Verhaltensweisen und Brutsysteme, vielfältiger im Bereich der ökologischen Spezialisierung und vielfältiger auch in der Morphologie. Vor allem aber sind die Fische im Tanganjikasee genetisch vielfältiger, weil sie gleichzeitig ein Reservoir älterer, anderswo ausgestorbener Buntbarschlinien sowie die genetische Wiege evolutionär moderner Abstammungslinien bilden.

Genau diese Vielfalt an Buntbarschen begründet die mehrere Jahrzehnte alte Verbindung zwischen Basel und dem Tanganjikasee. Bereits 1982 reiste Heinz Büscher aus Pratteln erstmals an den See, getrieben von der Begeisterung für die Buntbarsche. Der mittlerweile pensionierte Biologielaborant hat Tanganjika inzwischen mehr als 30 Mal bereist, viele Abenteuer erlebt, unzählige Belegexemplare gesammelt und viele Stunden Unterwasservideos gedreht. Heinz Büscher ist aber auch wissenschaftlich tätig: Er versorgt die Forschungsgruppen mit Fischen, Beobachtungen und Ideen, hat selber 13 Arten neu beschrieben und wird daher weltweit als Spezialist für Taxonomie und Aquaristik von Tanganjikasee-Cichliden anerkannt. Zu Hause in Pratteln hält er sich eine Vielzahl von Aquarien, in denen sich Buntbarsche tummeln, so auch der von ihm entdeckte und nach ihm benannte *Neolamprologus buescheri*.

## Ein Kahn namens «Basel Uni»

In Zusammenarbeit mit der sambischen Universität in Lusaka und dem dortigen «Department of Fisheries» arbeiten seit über zehn Jahren europäische Forschungsgruppen am See; heute sind es neben der Universität Basel die Gruppe von Prof. Michael Taborsky an der Universität Bern und jene des eigentlichen Initiators der Kollaboration, Prof. Christian Sturmbauer von der Universität Graz. Fast jedes Jahr zieht es die Basler Forschenden an den See, oft mehrmals jährlich und zuweilen auch fast sechs Monate durchgehend. Einige Tausend DNA-Proben von Buntbarschen wurden in den letzten Jahren gesammelt, womit das Zoologische Institut der Universität Basel im Besitz einer der grössten Sammlungen davon weltweit ist. Dazu kommen wissenschaftliche Belegexemplare von weit über 100 Arten, die derzeit aufgearbeitet werden.

Sogar die Universität Basel schwimmt auf dem Tanganjikasee: Als nämlich unsere afrikanischen Freunde von der «Kalambo-Lodge», der Basler Feldstation am See, im letzten Sommer erfuhren, dass wir zusätzlich auch mit einigen Studierenden kommen würden, bemalten sie ihren acht Meter langen Kahn neu und taufte ihn auf den Namen «Basel Uni». Das Schiff hat nicht nur bei der Feldforschung gute Dienste geleistet: Während einer Expedition nach Tansania im Herbst diente es einigen Forschenden auch als schwimmendes Zuhause – zum Fische Fangen natürlich ...

Prof. Walter Salzburger ist Assistenzprofessor am Zoologischen Institut der Universität Basel.

Afrika übt auf die Forschenden der Universität Basel von jeher eine grosse Faszination aus. Dies ist mit der traditionellen Bindung der Stadt Basel zu diesem Kontinent zu erklären, aber auch mit den zahlreichen langfristigen Engagements verschiedener Disziplinen vor Ort. Als Wissenschaftler bin ich selbst fasziniert von der Natur Afrikas und ihrer Geschichte. Meine Arbeit konzentriert sich darauf, die langfristigen geografischen Prozesse – wie etwa klimatische und geologische Veränderungen – zu verstehen, welche die evolutionären Abläufe von Lebewesen beeinflussten und damit in Afrika zur Verteilung und Diversität der Arten geführt haben. Mein Augenmerk gilt dabei besonders den Amphibien – darunter etwa den Fröschen –, anhand derer ich untersuche, wie ihre Evolutionsgeschichte zur heutigen geografischen Verteilung geführt hat. Dadurch erhalte ich interessante Einblicke in Vorgänge, wie die geografische Geschichte des Kontinents die Arten beeinflusst hat.

## Bedrohte Lebensräume

Bereits während des Zoologiestudiums war ich von den Tropen fasziniert. Ich war beeindruckt von der offensichtlichen Artenvielfalt der Lebewesen und daran interessiert, womit sie zu erklären ist. Als Volontär eines Naturschutzprojekts bereiste ich erstmals das tropische Afrika und machte dabei eine entscheidende Erfahrung: Da waren einerseits die auf den ersten Blick bemerkenswerte Artenvielfalt und andererseits die grossen Wissenslücken, was die Arten und ihre Evolutionsgeschichte betrifft – und das auf diesem wunderbaren Flecken Erde. Alarmierend war es, zu sehen, dass mit den Wäldern auch die Lebensräume samt ihrer (teilweise noch unbekannt) biologischen Vielfalt verloren zu gehen drohten. Vom neugierigen Zoologen wurde ich zum Fachmann, der sich für die Vielfalt und den Reichtum der Amphibienarten im gesamten Kontinent interessiert, besonders aber im afrikanischen Regenwald. Heute bin ich spezialisiert auf die Amphibienarten der afrikanischen Berge und des Südens der

Arabischen Halbinsel. Meine Forschung führt mich über die Entdeckung, Beschreibung und den Schutz der Arten hinaus, hin zum Verständnis der biologischen und geografischen Vorgänge, die zu diesem eindrucksvollen Diversitätsmuster der afrikanischen Amphibien geführt haben.

Aus der Sicht eines Biogeografen ist Afrika ein spannender Kontinent, der in seiner Naturgeschichte einige Besonderheiten besitzt. Verglichen etwa mit den tropischen Gebieten Asiens und Amerikas weist Afrika vergleichsweise geringe Artenzahlen auf, selbst wenn man geografische Basisfaktoren wie etwa die relative Kleinheit des Kontinents berücksichtigt. Vermutlich gehen diese biologischen Differenzen auf eine unterschiedliche geografische Geschichte des Kontinents zurück: Afrika war in den letzten 100 Millionen Jahren während langer Zeitperioden isoliert und stärker von Klimaveränderungen betroffen. Solche Entwicklungen könnten die Unterschiede zwischen der Artenvielfalt in den Tropen teilweise erklären. Möglicherweise führten auch die Wechsel zwischen trockenen und feuchten Phasen in Afrika zu einer erhöhten Aussterberate; als Folge der Isolation war auch die Einwanderungsrate von Arten aus andern Regionen geringer. All diese Effekte zusammen haben den afrikanischen Kontinent wahrscheinlich daran gehindert, eine ähnlich hohe Artenvielfalt wie in andern Tropenregionen auszubilden. Obwohl das Grundmuster der geringeren Artenvielfalt in Afrika seit Längerem bekannt ist, ist bisher kaum jemand mit quantitativen Analysemethoden der Frage nachgegangen, in welchem Ausmass dies zutrifft – und warum.

## Gencode lesen

Die verschiedenen technologischen Durchbrüche in der Molekularbiologie erlauben es, den genetischen Code von Organismen zu lesen und damit die Evolutionsgeschichte von Organismen zu untersuchen. So sind wir heute in der Lage, den Zeitpunkt der Artenbildung mit hoher Präzision zu bestimmen und ihn mit klimatischen oder geologischen Ver-

## Nachhaltigkeit und Information



änderungen in Verbindung zu bringen. Dies gelingt dann besonders gut, wenn sich die Muster über viele Artengruppen in einer bestimmten Region wiederholen. Unser Verständnis der Entwicklungsgeschichte von Organismen hat die Biologie grundlegend verändert, und es könnte auch das Wissen um unser eigenes Erbe revolutionieren: Mit den genetischen Daten lässt sich auch ein differenzierter Blick auf die Evolution des Menschen werfen – von unseren in den Wäldern lebenden, affenähnlichen Vorfahren bis zu den Hominiden, die in den Savannen lebten. Dies ist eines der populärsten Beispiele dafür, wie geografische Faktoren die Evolutionsgeschichte einer Gruppe beeinflussen können.

Auch unsere Forschungsgruppe wendet die DNA-Technologie an, um die Muster der Artbildung bei den Amphibien zu erkennen. Mit Blick auf die in Afrika verteilten Amphibiengruppen suchen wir in ihren DNA-Signaturen nach Spuren historischer Ereignisse, welche ihre Evolutionsgeschichte hätten beeinflussen können. Beispielsweise können Ähnlichkeitsanalysen auf der Basis morphologischer Merkmale darauf hinweisen, dass sich die Artengruppe einer bestimmten Region lange ungestört entwickeln konnte, ohne durch massive Klimaänderungen grössere Artenverluste erlitten zu haben. Zur Prüfung einer solchen Hypothese kann man genetische Daten verwenden, denn aus der DNA-Signatur lassen sich sowohl das evolutionsgeschichtliche Szenario als auch das Tempo der Artenbildung herauslesen.

Untersuchungen von im Wald lebenden Amphibien können wesentlich zum Verständnis der biogeografischen Geschichte Afrikas beitragen und die Frage beantworten, ob die dortigen Arten überproportional von stark schwankenden Klimaveränderungen betroffen waren. Amphibien reagieren wegen ihrer durchlässigen Haut oft sehr empfindlich auf Veränderungen ihres Lebensraums. Dass extreme Klimaschwankungen die Evolutionsgeschichte von im Wald lebenden Amphibien stark beeinflusst haben, ist sehr wahrscheinlich. Während der trockenen Perioden, als sich die Wälder nur begrenzt ausbreiteten, waren diese Lebewesen auch auf diese Gebiete beschränkt – und zeigen somit die Veränderungen von Wald und Klima an. Klimaschwankungen geben deshalb eine gute (wenn auch nicht die einzige) Erklärung für Veränderungen der Amphibienvielfalt ab. Kurz: Die Entwicklungsgeschichte der Amphibien kann somit ein Indikator für die geografische Geschichte des afrikanischen Kontinents sein.

### Artenvielfalt in stabilen Gebieten

Vorläufige Ergebnisse zeigen, dass bestimmte Regionen in Afrika eine unproportional höhere Zahl von Arten aufweisen als andere. Interessanterweise lassen sich diese Unterschiede vor allem in Lebensräumen feststellen, die sich durch eine hohe Stabilität gegenüber Umwelteinflüssen auszeichnen und weniger vom Klima beeinflusst wurden als andere. Dies spiegelt sich auch in der Entwicklungsgeschichte vieler Am-

phibiengruppen in diesen Regionen wider. Beispielsweise scheinen die Amphibien in den Eastern Arc Mountains in Tansania und Kenia eine lange Evolutionsgeschichte hinter sich zu haben, was auf relativ stabile Lebensräume hinweist. Im Gegensatz zu diesen Bergwald-Ökosystemen zeigen die ausserhalb gelegenen Regionen, wie etwa Tieflandregenwälder, eine geringe Artenvielfalt und auch eine eher kleine genetische Vielfalt. Diese Ergebnisse deuten auf komplexe Muster hin, doch sicher spielt die Geografie bei der Ausprägung der Artenvielfalt eine wichtige Rolle – sowohl auf regionaler Ebene wie auch auf dem ganzen Kontinent.

In meiner Forschung möchte ich mehr über die unterschiedlichen evolutionären Muster der Amphibienvielfalt in einer Vielzahl von Lebensräumen erfahren. Mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds kann unser Team weiterhin Feldforschung im tropischen Afrika betreiben: in Kamerun, Kongo, Ruanda, Tansania und Äthiopien. Ziel ist es, einige der wichtigsten geografischen Ursachen für die Amphibienvielfalt in Afrika zu benennen und damit allgemeine Rückschlüsse auf Fauna und Flora der Tropen zu ziehen. Der Kontinent zieht also weiterhin Forschende an und fasziniert sie durch seine einzigartige Vielfalt und Komplexität.

Dr. Simon Loader ist Postdoktorand am Forschungsbereich Biogeografie des Departements Umweltwissenschaften der Philosophisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Basel.

Zahlen können unter die Haut gehen. Im Feuilleton wird gefragt, ob die Welt noch zu retten sei. Die Forderung lautet: Du musst dein Leben ändern, auf dass die Welt erhalten bleibe. Empfehlungen geben an, was sofort getan werden soll. Der Leser ist überzeugt und nimmt die «grüne Wende» selbst in die Hand. Er trennt beflissentlich Müll, und an seinem Auto klebt das Schild «Mein Auto steht, sooft es geht». Dann aber liest er eines schönen Tages in der Zeitung: Jährlicher Ausstoss an schädlichen Schwefeloxiden durch alle 760 Millionen Autos weltweit: 76'760 Tonnen – durch die 15 grössten Schiffe der Welt: 78'000 Tonnen!

In Momenten wie diesen wird unsere viel gepriesene Wissensgesellschaft zu einer quälenden Ungewissheitgesellschaft. Zu allen Pro-Studien gibt es komplementäre Kontrastudien, zu allen aktuellen Informationen kommen immer die zeitgleich vielen fehlenden hinzu – welchen Reim soll man sich auf all das machen?

Die Nachhaltigkeits-Berichterstattung in den Medien setzt mehr denn je auf gefühlsbetonte Publikumsnähe: Bei allen Umweltthemen muss deutlich werden, dass sie den Rezipienten persönlich etwas angehen und was er konkret für oder gegen etwas tun kann. Und schliesslich soll diese Aufklärung möglichst unterhaltsam präsentiert werden: Wer die Welt retten will, muss ein Happy End erzählen. Auch positive Vorbilder gelten als Erfolg versprechend: In TV-Werbespots ist derzeit der Moderator Jörg Pilawa zu sehen, wie er im Grünen mit seiner Familie in ein Wurstbrot beisst und versichert, dass darin alles naturbelassen sei. Doch die Konsumenten sind vorsichtig geworden, die Starverehrung wird immer vom Generalverdacht des «Greenwashing» begleitet: Es ist Mode geworden, sich als Markenartikler «grün» zu geben.

Was tun? Der Mensch liebt seine Routinen. Er möchte mitwirken an der Rettung der Welt, aber nicht bei jedem Griff in das Lebensmittelregal aufwendige Produktrecherchen betreiben, die sich später möglicherweise als unzulänglich erweisen könnten. König Kunde möchte sichere Informationen und diese in der unmittelbaren Anschauung – ein Blick auf ein vertrauenswürdiges Siegel schafft in Entscheidungssituationen Orientierung. Da es inzwischen jedoch einen umfänglichen «Siegel-Wahn» gibt, gehören auch sie auf den Prüfstand – in Verbrauchermagazinen und Feuilletons werden solche Tests regelmässig veröffentlicht.

Ein Blick in die Nachhaltigkeitsberichte von Unternehmen kann recht schnell deutlich machen, ob es ein Unternehmen ernst meint mit seiner Orientierung an den Zielen einer nachhaltigen Güterproduktion. Zu fürchten haben schwarze (Firmen-)Schafe heutzutage die schnelle und aufmerksame Internetgemeinschaft – wie etwa [www.foodwatch.de](http://www.foodwatch.de) –, die Betrügereien in Sekundenschnelle international auffliegen lassen kann.

Wer für sich und seine Welt nachhaltig sorgen will, muss selbstinitiativ handeln und auch dem Wissen von Experten trauen. In den Medien wird gleichermassen verklärt wie aufgeklärt. Es führt kein Weg daran vorbei: Angesichts der gegebenen (des-)informativen Unübersichtlichkeit lassen sich Wahrheiten nur in kritischer Reflexion finden. Und die erfordert vom Einzelnen Aufwand und Arbeit – die aber belohnt werden dürfte, wenn in der Allianz von Bürgerverantwortung und Medienaufklärung die 15 grössten Schiffe der Welt ein für allemal in den Häfen festgehalten werden könnten.

Prof. Klaus Neumann-Braun (\*1952) ist Ordinarius für Medienwissenschaft an der Universität Basel. Er studierte Soziologie, Sozialpädagogik, Psychologie, Erziehungswissenschaften und Ethnologie in Tübingen und Freiburg/Br., wo er 1982 promovierte. An der Universität Oldenburg habilitierte er sich 1993 zu einem medienwissenschaftlichen Thema und war darauf an verschiedenen deutschsprachigen Universitäten tätig.

## In der Gedankenwelt Altägyptens

Susanne Bickel leitet das Basler Archäologenteam, das im Tal der Könige bei Luxor Anfang Jahr einen sensationellen Grabfund gemacht hat. Die Professorin, die zuvor lange in Ägypten lebte, interessiert sich gleichermassen für archäologische und kulturwissenschaftliche Fragen. Anna Wegelin

Ende Januar dieses Jahres, fast genau ein Jahr nach dem Ausbruch der «ägyptischen Revolution»: Susanne Bickel, eben für einige Tage aus Luxor zurück, erhält in ihrem Basler Büro Medienanfragen aus aller Welt. Die Professorin für Ägyptologie ist Leiterin eines Forschungsteams, das einen aufsehenerregenden Fund im bekannten Tal der Könige gemacht hat: Die Equipe stiess auf das 64. Grab in dieser Nekropole, auf ein Jahrtausendealtes Einkammergrab. Darin lag, in einem reich verzierten hölzernen Sarkophag, die unversehrte Mumie einer knapp 3000 Jahre alten Frau namens Nehemes-Bastet, die den in damaligen Elitekreisen häufigen Priesterintertitel einer Sängerin des Gottes Amun trug.

Das Grab mit Sarkophag und Stele aus der 22. Dynastie des alten Ägypten (9. Jahrhundert v. Chr.) ist erst der zweite Fund in dem Wüstental nach der Entdeckung der berühmten Grabstätte von Tutanchamon von 1922. «Der Zustand des Unberaubten ist eine Seltenheit und etwas ungemein Schönes», sagt Susanne Bickel. Bereits vor einem Jahr hätten die Archäologen vor Ort gewusst, dass an jener Stelle «etwas» war. Doch dann sei nach den Protesten auf dem Kairoer Tahrir-Platz die Sicherheitslage im Land sehr schwierig geworden: «Wir haben deshalb mit dem Einverständnis des damaligen ägyptischen Inspektors eine Schutzmauer um den Fundort gebaut und ihn mit einem Eisendeckel verschlossen.» Ein ganzes Jahr also hat das schweizerisch-ägyptische Team ausharren müssen bis zu dieser einzigartigen Entdeckung.

Die Forschenden des «University of Basel Kings' Valley Project» bearbeiten

seit rund drei Jahren zehn, inzwischen elf nichtkönigliche Gräber bei Theben, und zwar als eines von wenigen ausländischen Archäologenteams, die dort zugelassen sind. Man sei immer respektvoll mit den ägyptischen Behörden umgegangen, so Bickel, «was viele Türen öffnen kann». Denn es sei ihr sehr wichtig, nicht nur Forschung, sondern auch sogenanntes Site-Management zu betreiben. Will heissen: Die Gräber, die in der Regel nicht nur mit Sand und Stein, sondern auch mit allerlei Abfällen gefüllt waren, sollen nicht nur wissenschaftlich untersucht, sondern auch für die Zukunft geschützt werden.

Zum Medienrummel um den Fund der «Sängerin von Amun» meint Susanne Bickel, dass es zu ihrem Auftrag an der Universität gehöre, mit der Öffentlichkeit zu kommunizieren. Sie erhofft sich durch diesen zusätzlichen Effort auch eine finanzielle Konsolidierung dieses Forschungsprojekts, das sich durch den Grabfund massiv erweitert habe. In der Ägyptologie habe man das Glück, zu einem Thema zu arbeiten, das die Menschen in der Regel aussergewöhnlich stark interessiere, meint sie. Ihr selber sei es ja auch so ergangen – die Ägyptologie war für sie «ein Kindheitstraum».

Susanne Bickel wurde in Rom geboren und verbrachte ihre Schulzeit in Bern. Ihr Vater war Biochemiker, und zu Hause interessierte man sich für Geschichte und die Antike. Tutanchamon war Thema ihres ersten Schulvortrags. Als sie mit ihren Eltern für ein paar Monate in London lebte, besuchte sie fast täglich das British Museum und erstand ihren ersten Hieroglyphen-Lehr-

Prof. Susanne Bickel ist seit 2006 Extraordinaria für Ägyptologie und Altertumswissenschaften an der Universität Basel, seit 2010 Vorsteherin des Departements Altertumswissenschaften. Geboren 1960 in Rom und aufgewachsen in Washington und Bern, studierte sie Ägyptologie, Koptisch und Germanistik an den Universitäten Genf und Basel und arbeitete von 1989 bis 2000 am Institut français d'archéologie orientale und am Schweizerischen Institut für ägyptische Bauforschung und Altertumskunde in Kairo. Daneben forschte sie als Archäologin an mehreren Orten Mittel- und Oberägyptens. 1993 promovierte sie in Genf, 2000 war sie Oberassistentin in Basel sowie Lehrbeauftragte in Freiburg/Üe.



Archäologie und Kulturwissenschaft: Ägyptologin Susanne Bickel im Antikenmuseum Basel (Bild: Andreas Zimmermann).

## Wenig Wissen über Sonnenschutz

gang. Den Entscheid, Ägyptologie zu studieren, hat sie kein einziges Mal bereut; es war eine Studienwahl aus Leidenschaft für die Sache. Ihre akademische Laufbahn sei dann «eher untypisch» verlaufen, da sie bewusst keine Verengung gesucht habe. Das komme ihr heute in der Lehre zugute. Denn es gilt ein riesiges Gebiet zu vermitteln: 3000 Jahre Geschichte, Sprache und Kultur in all ihren Entfaltungen.

Nach dem Studium an der Universität Genf widmete sie ihr Lizentiat und ihre Dissertation der Vorstellungswelt des alten Ägypten, einem Thema, das sie noch immer interessiert: «Wie sind die alten Ägypter mit ihrer Umwelt umgegangen? Wie haben sie sie gedanklich geordnet? Und wie haben sie sich den Ursprung des Menschen und der Welt erklärt?» Besonders fasziniert hätten sie dabei die Vorstellungen von der Unterwelt, dem Jenseits und der ewigen Existenz. Dafür pendelte sie als Studentin während Jahren einmal pro Woche nach Basel zu den Lehrveranstaltungen von Prof. Erik Hornung, einem der weltweit führenden Ägyptologen. Gleichzeitig jobbte sie auch als Ground Hostess bei der damaligen Swissair.

### Am Puls der Archäologie

Bereits während des Studiums reiste sie 1980 zum ersten Mal nach Kairo, später verlegte sie ihren Wohnsitz ganz in die ägyptische Hauptstadt, wo sie elf Jahre lebte. Zunächst war sie in einem einjährigen Nationalfondsprojekt, dann als wissenschaftliche Mitarbeiterin in zwei Forschungsinstitutionen tätig. Jene Zeit sei für sie sehr prägend gewesen, wissenschaftlich und menschlich; ihre beiden Kinder kamen in Kairo zur Welt. Sie arbeitete am Puls der weltweiten archäologischen Forschung und lernte alle wichtigen Personen dieser Disziplin kennen: «Ich hatte derart viele Möglichkeiten, mich wissenschaftlich zu betätigen, dass ich auch da bewusst keine Schwerpunktsetzung vorgenommen habe.» Nebst der Teilnahme an verschiedenen Ausgrabungen forschte sie im renommierten Ägyptischen Museum in Kairo zum Beispiel über Grabsausstattungen aus Heliopolis. Dennoch sei sie in Kairo, dieser ausgesprochen «schönen, vielfältigen und pulsierenden Grossstadt», auch weit weg vom geistes- und kulturwissenschaftlichen Geschehen der europäischen Universitäten gewesen.

Mit 40 kehrte Susanne Bickel in die Schweiz zurück und übernahm einen Lehrauftrag an der Universität Freiburg im Üechtland und eine Assistenz an der Universität Basel. Noch heute ist sie in Freiburg Kuratorin der ägyptischen Sammlung des kleinen, aber feinen Museums Bibel+Orient. Sie, die vom jetzigen Universitätsrektor Prof. Antonio Loprieno nach Basel geholt wurde, sieht die Umstrukturierungen der Bolognaform und der Teilautonomie der Universität Basel als «weitgehend positiv». Durch den Zusammenschluss der Altertumswissenschaften könne der interdisziplinäre Austausch gepflegt werden: «Es macht Sinn, hin und wieder aus der Konzentration des Einzelfachs herauszutreten und den

Dialog mit den Nachbarfächern zu suchen, um gewisse kulturwissenschaftliche Fragestellungen gemeinsam anzugehen.»

Der kulturwissenschaftliche Ansatz – das ist neben ihrem Interesse für die archäologische Forschung zum alten Ägypten ihr zweites wichtiges Tätigkeitsfeld, das sie vor allem in Basel ausgeweitet habe: «Ich wollte nie ausschliesslich archäologische oder kulturwissenschaftliche Forschung betreiben, sondern immer beides miteinander verbinden», sagt sie. Im Grunde arbeite sie mit drei Wahrnehmungen, fährt sie fort: mit der Erschliessung von Primärquellen zum Beispiel über die Archäologie, mit dem Versuch der Kontextualisierung von Befunden innerhalb der altägyptischen Gesellschaftsstrukturen und kulturellen Normen und mit der zeitgenössischen Kulturwissenschaft. Was auf den jüngsten Grabfund im Tal der Könige übertragen heisse: «Die «Sängerin des Amun» liefert Informationen zur Gesellschaft, den Grabsitten und der Gedankenwelt ihrer Zeit, dem 9. Jahrhundert v. Chr. Aus unserer Warte ist es aufschlussreich, den damaligen Umgang mit «cultural heritage», nämlich mit der Nekropole der grossen Pharaonen einer früheren Zeit, zu beobachten.»

### Getreidespeicher mit Götterszenen

Das «Kings' Valley Project» beschäftigt Susanne Bickel natürlich momentan sehr intensiv. Daneben schliesst sie gerade ein anderes grösseres Projekt ab: Sie hat die Baufragmente einer Speicheranlage für Getreide im Tempel von Karnak nördlich von Luxor bearbeitet und die kultische Bedeutung dieser Wirtschaftsanlage untersucht, die im Toreingang mit Götterszenen reich ausgestattet ist. Ausserdem schreibt sie einen Tagungsbeitrag über die soziale Bedeutung von Wissen im alten Ägypten. Solche Anfragen von Kollegen und Kolleginnen anderer Universitäten seien keine Ausnahme, erzählt sie. Denn das Interesse an der Ägyptologie ist auch im internationalen Wissenschaftsbetrieb gross.

Nach dem Gespräch in ihrem frisch renovierten Basler Büro wird Susanne Bickel schon bald wieder ins Tal der Könige reisen. Ein Jahr nach Ausbruch der «ägyptischen Revolution» sei in dem Land noch alles in der Schwebe. Die Entwicklung verlaufe aus ihrer Sicht jedoch durchaus positiv, und das Verhältnis zu den ägyptischen Ansprechpartnern sei «sehr kollegial». Ihre Beziehung zum antiken wie auch zum heutigen Ägypten umschreibt sie so: «Ich bin mit unterschiedlichen Denkweisen vertraut geworden. Der Einblick in andere Mentalitäten ist immer eine spannende Erfahrung.»

Anna Wegelin ist Journalistin BR in Basel.

Die von der Sonne emittierte ultraviolette (UV-)Strahlung ist hauptverantwortlich für die meisten Krebserkrankungen der Haut. Das Wissen darüber lässt unter Schweizer Kindern und Jugendlichen zu wünschen übrig: In einer Befragung gab über die Hälfte von ihnen an, im letzten Jahr einen Sonnenbrand erlitten zu haben. Daphne Reinau und Christian Surber

Wegen der zunehmenden verhaltensbedingten Sonnenexposition der Menschen ist die Anzahl an Hautkrebs-Neuerkrankungen in den letzten Jahrzehnten weltweit erheblich angestiegen. Die Schweiz ist mit jährlich rund 2000 neu diagnostizierten Patienten mit malignem Melanom (schwarzem Hautkrebs) und geschätzten 15'000 mit nichtmelanozytären Hautkarzinomen (hellem Hautkrebs) besonders stark betroffen. Sonnenschutz als die wichtigste präventive Massnahme ist in der Kindheit und Jugend von besonderer Bedeutung, da diese frühen Lebensabschnitte als Schlüsselperiode für die Entstehung von Hautkrebs im Erwachsenenalter identifiziert wurden.

Obwohl die Schweiz zu den ersten Ländern Europas gehört, in denen Präventionskampagnen gegen Hautkrebs lanciert wurden, war bisher kaum bekannt, wie weit Kinder und Jugendliche hierzulande über die Gefahren der UV-Strahlung und wirksamen Sonnenschutz aufgeklärt sind und wie gut sie sich tatsächlich vor der Sonne schützen. In einer an der Universität Basel durchgeführten Studie wurden daher in öffentlichen Schulen im Kanton Basel-Stadt Befragungen durchgeführt. Die Auswertung der 887 Fragebogen, die von den 8- bis 17-Jährigen ausgefüllt worden waren, zeigte, dass der Wissensstand in Sachen UV-Strahlung und Sonnenschutz nur bei rund einem Drittel hoch war.

Dass UV-Strahlung Hautkrebs verursachen kann, war immerhin bei 72% der Befragten bekannt, doch wussten deutlich weniger Kinder und Jugendliche, wie man sich richtig schützt und in welchen Situationen Sonnenschutz speziell wichtig ist. Die von ihnen am häufigsten (allerdings nur ungenügend praktizierte) Methode waren Sonnenschutzmittel; dagegen wurden das Aufsuchen von Schatten und das Tragen deckender Kleidung kaum genannt. Schüler und Schü-

lerinnen mit hohem Bildungshintergrund verwendeten häufiger Sonnencreme.

Wer nach Bräune strebte (das waren besonders die älteren Jugendlichen und die Mädchen), griff zwar nicht weniger zur Crème, suchte aber an sonnigen Sommertagen deutlich seltener Schatten auf und trug häufiger schulterfreie Oberteile. Gerade dieses Verhalten – nicht in den Schatten zu gehen und freizügige Kleidung zu tragen – war assoziiert mit einem erhöhten Sonnenbrandrisiko, während die Häufigkeit, Sonnencreme zu verwenden, keinen direkten Einfluss auf die Anzahl erlittener Sonnenbrände hatte. Dies kann damit erklärt werden, dass, wer sich öfter eincremt, sich vermutlich auch häufiger in der Sonne aufhält und dabei die Schutzwirkung von Crèmen überschätzt. Dass mehr als die Hälfte aller Schüler und Schülerinnen angab, im Vorjahr mindestens einen Sonnenbrand erlitten zu haben, unterstreicht, dass sich ein Grossteil von ihnen nur mangelhaft vor der Sonne schützt.

Um die Hautkrebsrate in der Schweiz längerfristig zu senken, muss nach neuen Wegen gesucht werden, Kindern und Jugendlichen das Thema Sonnenschutz näherzubringen. Eine besondere Herausforderung wird es dabei sein, das gängige Schönheitsideal der sonnengebräunten Haut wieder in Richtung eines helleren Teints zu verändern. Sonnengebräunte Haut wurde nämlich nicht immer für attraktiv gehalten – im Gegenteil: Noch Anfang des 20. Jahrhunderts war sie Merkmal niedriger Bevölkerungsschichten, die ihre Arbeit im Freien verrichten mussten.

MSc Daphne Reinau ist Pharmazeutin und Doktorandin in der Spitalpharmazie Basel, Prof. Dr. Christian Surber wissenschaftlicher Mitarbeiter der Dermatologischen Universitätsklinik Basel.

## Gut versorgte Bronzezeit-Bergleute

Die Ernährungsqualität der Bergarbeiter in den spätbronzezeitlichen Kupferminen in Tirol war vermutlich besser als jene anderer Alpenbewohner. Dies lassen Forschungen von Archäologen der Universität Basel vermuten, welche die Essgewohnheiten der Bergleute mit naturwissenschaftlichen Methoden rekonstruierten – etwa anhand von Tierknochen. Jörg Schibler

Das nahe der Schweiz gelegene Tirol, seit Jahrtausenden besiedelt, verfügte schon früh über eine Bergbaukultur. Nun haben dort 14 interdisziplinäre Forschungsgruppen aus Österreich, Deutschland und der Schweiz neue Erkenntnisse zum prähistorischen Bergbau und seinen kulturellen, sozialen und naturräumlichen Auswirkungen erarbeitet. Die archäozoologische Arbeitsgruppe des Instituts für Prähistorische und Naturwissenschaftliche Archäologie (IPNA) der Universität Basel wurde dabei mit den Untersuchungen der Tierknochen aus den prähistorischen und historischen Bergbauplätzen und -siedlungen betraut. Daraus wurde versucht, die Versorgungssituation der Bergleute zu rekonstruieren.

Besonders wichtige Ergebnisse konnten zum spätbronzezeitlichen Bergbau (1200–800 v. Chr.) in der Fundstelle Mauken bei Brixlegg erarbeitet werden. In den Kupfererz-Aufbereitungsplätzen stellte man hier durch Staunässe eine teilweise ausgezeichnete Feuchtbodenerhaltung fest; diese ermöglichte die Analyse von unverkohnten botanischen Resten und auf das Jahr genaue dendrochronologische Datierungen, ergänzt durch 14C-Analysen. Dadurch konnten die österreichischen Fachleute die Bergbauaktivitäten in der Fundstelle Mauken in die Zeitphasen von 1100–1000 v. Chr. und 900–869 v. Chr. einordnen.

### Schwein, Rind, Schaf

Die Region Mauken wird seit längerer Zeit archäologisch auf Reste von bronzezeitlichem Bergbau hin erforscht. Im Sommer 2008 beteiligte sich ein Team des IPNA an den Untersuchungen eines Aufbereitungsplatzes für Kupfererze und richtete dort eine mobile Schlammstation ein. Ziel war es, nicht nur die von Auge erkennbaren tierischen Überreste, sondern auch kleinste Knochen und -fragmente zu bergen. Dadurch

sollte abgeklärt werden, ob die Bergleute auch kleinere Tiere wie Fische oder bestimmte Vogelarten konsumierten. Das Schlämmen von Dutzenden von Erdproben durch Siebe mit kleinen Maschenweiten ergab, dass Kleintiere und besonders Fische nicht zur Nahrung der Bergleute gehörten (Bild links). Die in den Bodenproben extrahierten Knochenfragmente stammten ausschliesslich von den Haussäugetern Rind, Schaf, Ziege und Schwein. Diese Arten liessen sich auch durch Hunderte von Hand aufgelesene grössere Tierknochenfragmente in den verschiedenen Fundstellen von Mauken nachweisen (Bild rechts).

Aufgrund der statistischen Auswertung auf der Basis des Knochengewichts konnte man feststellen, dass in den archäozoologisch untersuchten Kupferaufbereitungsplätzen 40% des konsumierten Fleisches von Schweinen stammte und je 30% von Schafen und Rindern. Die Untersuchung des Schlachalters der Tiere, von denen diese Knochen stammen, ergab, dass die Tiere mehrheitlich zum «optimalen» Zeitpunkt geschlachtet wurden: Es wurden juvenile bis jugendliche Tiere bevorzugt, die bereits eine grosse Menge Fleisch von hoher Qualität liefern. Die Skelettteilbestimmung ergab, dass gezielt die grossen «Fleischpakete» – hauptsächlich die oberen Extremitäten wie Schulter, Oberarmknochen, Becken, Oberschenkelknochen, aber auch die Schädel (also das Gehirn) – konsumiert wurden. Diese selektive Vertretung der Skelettteile weist darauf hin, dass das konsumierte Fleisch nicht vor Ort produziert, sondern aus weiter entfernten Siedlungen importiert wurde.

Vergleicht man diese Ergebnisse mit bronzezeitlichen, auf Landwirtschaft ausgerichteten Siedlungen aus den Alpen – etwa aus Graubünden –, erkennt man deutliche Unterschiede. Die Bewohner der dortigen Produzentensiedlungen



Blick auf einen Siebinhalt (Maschenweite 0,5 mm): Erkennbar sind hauptsächlich Holzkohlefragmente, unverkohlte botanische Reste, Steine und nur wenige (durch das Kupfererz grün verfärbte) Säugetierknochensplinter.

assen hauptsächlich Fleisch minderer Qualität von älteren Rindern, Schafen und Ziegen, die über lange Zeit als Arbeits-, Milch- oder Wolltiere genutzt wurden. Schweinefleisch wurde dagegen deutlich seltener gegessen. Dass die Skeletteile von Rind, Schaf, Ziege und Schwein in diesen Siedlungen fast vollständig repräsentiert waren, zeigt, dass die Tiere hier wohl auch geschlachtet wurden. Die Bergleute von Mauken konsumierten dagegen importiertes Fleisch von hoher Qualität von Tieren, die in Talsiedlungen, die unter anderem der Fleischproduktion dienten, gehalten wurden.

### Import von Lebensmitteln

Die Untersuchungen der botanischen Reste aus den Erdproben durch Spezialisten der Universität Innsbruck ergaben den Nachweis verschiedener Getreidesorten. Auffallenderweise fehlten aber Überreste der Getreideaufbereitung, ebenso waren die Samen typischer Getreideunkräuter selten. Auch die Analyse der Pollen aus dem unmittelbaren Umfeld der Kupferaufbereitungsplätze ergab nur äusserst wenige Getreidepollen. Dies deutet darauf hin, dass es weder eine Produktion noch eine Aufbereitung von Getreide vor Ort gab, sondern dass offenbar Fertigprodukte, wie etwa Brot, von anderswo angeliefert wurden.

Die Pollenanalyse ergab aber auch Hinweise auf eine Beweidung durch Haustiere in den umgebenden Wäldern. Wir dürfen davon ausgehen, dass in der weiteren Umgebung der Kupferaufbereitungsplätze Rinder und möglicherweise auch Schafe und Ziegen weideten, deren Milch entweder frisch oder als Milchprodukte (Joghurt, Käse) konsumiert wurde. Die zugelieferten tierischen und vegetabilen Nahrungsmittel wurden also möglicherweise durch lokale Eigenproduktion von Milchprodukten ergänzt. Die Ergebnisse der Schlachalteranalyse und der Skelettteilrepräsentanz zeigen aber, dass die Bergleute das Fleisch dieser Milchtiere nicht konsumierten, sondern dass sie qualitativ besseres Fleisch zum Verzehr importierten.

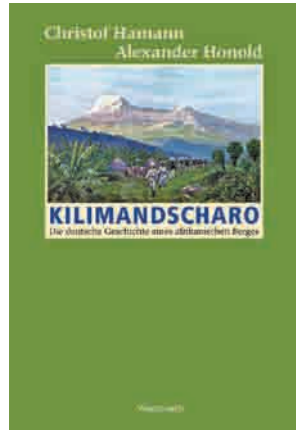


Während der Ausgrabung von Hand aufgelesenes Tierknochenfragment: Das Kupfererz hat sowohl Knochensubstanz wie auch die Zähne des Hausschweineunterkiefers grün und türkis verfärbt (Bilder: IPNA).

Im Ganzen zeigen die archäobiologischen Untersuchungen, dass die Bergleute von Mauken eine recht ausgewogene Ernährung mit Fleisch-, Kohlenhydrat- und Milchprodukten, jedoch offenbar mit nur wenig andern pflanzlichen Nahrungsmitteln genossen. Die Versorgung wurde wahrscheinlich vor allem durch den Import von Fleisch und Kohlenhydratprodukten sowie durch die Ergänzung von lokal produzierten Milchprodukten sichergestellt. Die Versorgungslage kann also als gut bezeichnet werden. Ebenso zeigen die archäozoologischen Detailanalysen, dass das konsumierte Fleisch eine sehr gute Qualität aufwies. Dies weist darauf hin, dass es sich bei den bronzezeitlichen Bergleuten von Mauken wohl mehrheitlich um sozial besser gestellte Gruppen handelte und nicht etwa um zur Arbeit Gezwungene («Leibeigene», «Sklaven»). Möglich ist aber auch, dass diese Arbeiter von ihren «Auftraggebern» bewusst mit einer ausgewogenen und qualitätsvollen Ernährung versorgt wurden. Dies war offensichtlich notwendig, damit trotz der schweren Arbeit in den Bergwerken eine grosse Produktivität gewährleistet war. Die Ergebnisse deuten insgesamt auf eine sozial bewusste und nachhaltige Wirtschaftsweise im spätbronzezeitlichen Bergbau hin.

Prof. Jörg Schibler ist Extraordinarius für Urgeschichte und Osteoarchäologie sowie Leiter des Instituts für Prähistorische und Naturwissenschaftliche Archäologie (IPNA) der Universität Basel.

Schibler, J. / Breitenlechner, E. / Deschler-Erb, S. / Goldenberg, G. / Hanke, K. / Hiebel, G. / Hüster Plogmann, H. / Nicolussi, K. / Marti-Grädel, E. / Pichler, S. / Schmidl, A. / Schwarz, S. / Stopp, B. / Oeggel, K. (2011). Miners and mining in the Late Bronze Age: a multidisciplinary study from Austria. *Antiquity* 85, 1259–1278.



### «Deutscher» Berg in Afrika

Der Kilimandscharo (eigentlich Kibo) im Nordosten Tansanias, mit seinen knapp 5'900 m ü. M. der höchste Berg Afrikas, ist auch ein Mythos und ein Sehnsuchtsort. Das Sachbuch erzählt die faszinierende Biografie dieses zeitweise als «höchster deutscher Berg» bezeichneten Gebirges. Denn der Gipfel war lange ein Politikum: Mitte des 19. Jahrhunderts stritt man in Europa darüber, ob es möglich sei, dass ein Berg so weit im Süden Afrikas überhaupt Schnee tragen könne. Dies hatten deutsche Missionare behauptet, worauf sie ein englischer Forscher als dumm verhöhnte. Damals begannen die Inbesitznahme einer ganzen Region und zugleich der Wettkampf zwischen den europäischen Kolonisatoren – bis das gesamte Gebiet vorübergehend zur deutschen Kolonie wurde und der Kilimandscharo Deutschlands höchster Gipfel, der vorübergehend sogar Kaiser-Wilhelm-Spitze hiess. Abenteurer und Forscher versuchten den Berg zu vermessen, seine Flora und Fauna zu erkunden, Proben zu nehmen, ihn zu beschreiben und den Gipfel zu besteigen, was schliesslich 1889 Hans Meyer, dem Sohn eines Verlagsgründers, gelang. Noch heute scheint die Sehnsucht ungebrochen: Jährlich versuchen Tausende, den Gipfel zu bezwingen, und zwar hauptsächlich Deutsche. Die Buchautoren haben Berichte und Abhandlungen über den Kilimandscharo kulturwissenschaftlich eingehend unter die Lupe genommen. Koautor des faktenreichen und erzählerisch mitreissenden Buchs ist Prof. Alexander Honold, Ordinarius für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Basel.

Christof Hamann, Alexander Honold, Kilimandscharo. Die deutsche Geschichte eines Berges. 192 Seiten. Gebunden mit Schildchen und Prägung, mit zahlreichen Abbildungen. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 2011. 34,90 Fr.



### Armut in Basel

Ein Team von Historikerinnen und Historikern der Universität Basel beleuchtet in diesem Band einen bisher wenig beachteten Aspekt der Basler Stadtgeschichte. Er trägt die Erkenntnisse der Armutforschung zu einem Gesamtbild mit seinen historischen Linien und Brüchen zusammen und vertieft sich dabei auch in die kleinen, alltäglichen Geschichten. Behandelt werden etwa die mittelalterlich-christliche Mildtätigkeit gegenüber Armen sowie die obrigkeitliche Regulierung und Repression, die auf «unwürdige» Bettler und umherziehende Bevölkerungsgruppen einwirkte. Zur Sprache kommen auch die Ausdifferenzierung der Armenfürsorge während der Aufklärung sowie die Anstrengungen bürgerlicher Sozialreformer, die sich im 19. und 20. Jahrhundert etwa in der Abstinenzlerbewegung, im Pflegekindwesen oder in eugenischen Konzepten ausdrückten. In der Geschichte der Armut geht es nicht um einen Randbereich der Gesellschaftsgeschichte, sondern um das zentrale Problem des gesellschaftlichen Zusammenhalts. «Armut ist eine relative, in wirtschaftliche und soziale, kulturelle und politische Zusammenhänge eingebettete Erscheinung. Die Auseinandersetzung mit Armutproblemen muss damit im Kontext gesellschaftlicher Ordnungsmodelle gesehen werden. Das Buch zeichnet Wandel und Kontinuität des Armutsbegriffs und der Armutsbekämpfung detailliert nach. Damit will es nicht zuletzt zu einem historisch vertieften Nachdenken über Armut in der gegenwärtigen Gesellschaft beitragen.

Josef Mooser, Simon Wenger (Hg.), Armut und Fürsorge in Basel. Armutspolitik vom 13. Jahrhundert bis heute. Reihe «Beiträge zur Basler Geschichte». 296 Seiten, 65 Abbildungen, Klappenbroschur. Christoph Merian Verlag, Basel 2011. 29 Fr.



### Ein Schweizer Überläufer

Der Lebensweg eines Mannes, der als Fremdenlegionär zu den vietnamesischen Widerstandskämpfern überwechselte und gegen Frankreich kämpfte: Vor Ende des Zweiten Weltkriegs verliess der noch nicht 20-jährige Zürcher Matrose Emil Selhofer die Schweiz und trat in die französische Fremdenlegion ein. Diese führte ihn ins fernöstliche Indochina, wo er 1947 desertierte und sich den vietnamesischen Widerstandskämpfern (Viet Minh) im Kampf gegen die französischen Kolonialisten anschloss. Dort kämpfte er zunächst im «Détachement Tell», einer vietnamesischen Truppe mit ausländischen Soldaten, und als für diese keine Fronteinsätze mehr vorgesehen waren, arbeitete Selhofer im Propagandabüro der vietnamesischen Armee und verschrieb sich dem Kampf gegen Kapitalismus und Kolonialismus. Nach Jahren in der Fremde wollte er in die Schweiz zurückkehren, doch dazu kam es nicht mehr: Seine Spur verliert sich 1953 im Dschungel Nordvietnams, wo er wahrscheinlich bei einem Militäreinsatz ums Leben kam. Der Autor rekonstruiert aufgrund von Briefen, Archivalien und Gesprächen mit vietnamesischen Militärselbsten Selhofers kurzen Lebensweg. Seine Geschichte erlaubt neue Einblicke in die Fremdenlegion und die nordvietnamesische Armee und macht den Einfluss des Kalten Kriegs auf das Handeln der Schweizer Behörden deutlich. Der Autor An Lac Truong Dinh forscht heute als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Seminar der Universität Basel über die Geschichte der Entwicklungszusammenarbeit.

An Lac Truong Dinh, Von der Fremdenlegion zu den Viet Minh. Der Schweizer Überläufer Emil Selhofer im französischen Indochinakrieg. Mit einem Nachwort von Peter Huber. Chronos Verlag, Zürich 2011. Broschiert, 164 Seiten, 19 Abbildungen, 28 Fr.

## Kurt Schmidheiny



Prof. Kurt Schmidheiny (\*1969) ist seit 2011 Tenure-Track-Assistenzprofessor für Angewandte Ökonometrie (Wirtschaftsstatistik) an der Universität Basel. Er studierte zunächst Architektur an der ETH Zürich, bevor er in Bern ein Studium in Volkswirtschaft, Soziologie und Staatsrecht absolvierte. Nach einem Master of Science an der London School of Economics und dem Doktorat an der Universität Bern forschte er als Oberassistent an der HEC Lausanne, als Postdoktorand an der Tufts University in Boston (USA) und als Assistenzprofessor an der renommierten Universität Pompeu Fabra in Barcelona. Er ist affiliierter Professor am Centre for Economic Policy Research (London) und am CESifo (München) sowie Mitglied im Vorstand der Urban Economics Association und im Herausgaberrate des Journal of Urban Economics. Mit seinem Forschungsteam beschäftigt er sich mit Fragen der empirischen Regional- und Stadtkonomie. Aktuelle Forschungsprojekte untersuchen zum Beispiel die Bedeutung von Gemeindesteuern für die Ansiedlung neuer Firmen in der Schweiz oder die Wirkung neuer Landwirtschaftstechnologien auf die Entwicklung in ländlichen Gebieten Brasiliens. Kurt Schmidheiny ist verheiratet und Vater von zwei Kindern.

### The Abdul Latif Jameel Poverty Action Lab

<http://www.povertyactionlab.org>  
Esther Duflo und ihr Team am Massachusetts Institute of Technology (MIT) in Cambridge (USA) suchen die drängenden Fragen der Entwicklungsländer mithilfe randomisierter Feldexperimente zu verstehen. Ist es sinnvoller, Geld in neue Brunnen oder in Desinfektionstabletten zu investieren? Sollen Malaria-Netze gratis abgegeben werden? Kann die Anwesenheit von Lehrern in indischen Primarschulen durch soziale Kontrolle erhöht werden? Sie stellt dabei jahrzehntealte Dogmen der Entwicklungspolitik infrage und kommt oft zu neuen Lösungen. Die Website stellt Hunderte von Feldexperimenten in Afrika und Asien vor: eine reiche Quelle exemplarischer empirischer Forschung.

### Batz, Forum für Schweizer Wirtschaftspolitik

<http://www.batz.ch>

In diesem Blog kommentieren führende akademische Ökonomen das Schweizer Tagesgeschehen: eine wohlthuende Alternative zur oft ideologischen Wirtschaftspresse und zur häufig realitätsfremden ökonomischen Forschung.

### Bad Science

<http://www.badscience.net>

Ben Goldacre ist Kolumnist für die englische Zeitung «The Guardian». In seinem Blog berichtet er von schlechter empirischer Forschung vor allem aus der Medizin. Der praktizierende Arzt Goldacre hat ein untrügliches Gespür für den Unterschied zwischen guter und schlechter Forschung; dies ganz im Gegensatz zu den zitierten akademischen Forschern. Auch diese Website ist eine unerschöpfliche Quelle zur Illustration in Vorlesungen.

### World Development Indicators: Data

<http://data.worldbank.org/data-catalog/world-development-indicators>

Die beste Quelle für ökonomische und andere sozialwissenschaftliche Daten im Ländervergleich. Wo ist die Kindersterblichkeit am tiefsten, in den USA, in der Schweiz oder in Slowenien? Antwort: in Slowenien. Welcher Kontinent hat die höhere Urbanisierungsrates, Südamerika oder Europa? Antwort: Südamerika.

### Gapminder World

<http://www.gapminder.org/world>

Gapminder ist ein wunderschönes Werkzeug zur Visualisierung von Daten über die Zeit und im Ländervergleich (zum Beispiel die Daten der Weltbank im vorhergehenden Webtipp). Wussten Sie, dass der (positive) Zusammenhang zwischen Volkseinkommen und Lebenserwartung zwischen den beiden Weltkriegen viel stärker war als in den hundert Jahren davor und den sechzig Jahren danach?



### Bewegungsfreundliche Schule

Eine aktive Kindheit beeinflusst massgeblich die gesunde Entwicklung. Deshalb sollten sich Kinder so oft wie möglich bewegen dürfen – nach dem Motto «Prävention statt Therapie». Einen Beitrag, die körperliche Aktivität von Kindern und Jugendlichen nachhaltig zu unterstützen, will eine neue Website leisten: Das Institut für Sport und Sportwissenschaften (ISSW) der Universität Basel hat eine Online-Plattform lanciert, die für Schüler und Schülerinnen ein möglichst bewegungsfreundliches Umfeld schaffen und fördern soll. Sie zeigt Eltern, Verantwortlichen in den Schulen und politischen Behörden zahlreiche Möglichkeiten auf, wie sie den Alltag der Kinder bewegungsfreundlicher gestalten können – mittels Informationen, Kontaktadressen, Links, Tipps und Tricks, zum Teil auch mit Fotos und erklärenden Kurzvideos versehen. Da geht es nicht um Barren, Bodenturnen und Böckli-sprung, sondern um Themen wie Bewegungs-Hausaufgaben, Schulweg, bewegungsfreundliche Pausenplatzgestaltung, Bewegungspausen oder Lernen in Bewegung. Die Inhalte wurden zum Teil von Studierenden im Rahmen von Masterarbeiten miterarbeitet. Die Website soll laufend mit den wichtigsten Plattformen in Sachen Bewegungs-, Sport- und Gesundheitsförderung in der Schweiz vernetzt werden. Zudem haben die Initianten eine DVD mit dem Titel «Bewegungsfreundliche Schule» entwickelt, die anhand von Beispielen aus der Praxis zahlreiche Möglichkeiten zeigt, wie Bewegung in den Alltag von Schülerinnen und Schülern integriert werden kann. Wissenschaftliche Erkenntnisse und Aussagen von Fachpersonen unterstreichen zudem den Wert von Bewegungs- und Sportförderungsmaßnahmen. Die DVD kann für 40 Franken beim ISSW bezogen werden.

<http://www.bfschule.ch>

**Naturwissenschaft und Geschlecht  
Frühjahrssemester 2012  
Ringvorlesung Naturwissenschaft  
und Geschlecht, organisiert von  
Gender Studies.**

Jeweils mittwochs 18.15–20.00 Kollegienhaus,  
Hörsaal 120. Petersplatz 1, Basel.

**Europa**

**28. März**

**Das Europa der Regionen**

Vortrag von Prof. Georg Kreis, em. Prof. für  
Geschichte und ehemaliger Leiter des  
Europainstituts, im Rahmen der interdisziplinären  
Vortragsreihe «Grenzüberschreitende  
Integration. Der Basler Dreiländerraum  
gestern, heute, morgen» (weitere Vorträge:  
<http://europa.unibas.ch>). 18.15 Uhr, Hörsaal 118,  
Kollegienhaus, Petersplatz 1, Basel.

**Kräuterbücher**

**28. März**

**Faszination Kräuterbücher:  
Renaissance-Rezepturen  
aus pharmakologischer Sicht.**

Vortrag von Dr. Michael Adams, Institut für  
Pharmazeutische Biologie, Pharmazentrum,  
Universität Basel. Organisiert von der  
Naturforschenden Gesellschaft in Basel.  
20.15 Uhr, Vesalium, Hörsaal, Vesaligasse 1,  
Basel. Weiteres Programm: [www.ngib.ch](http://www.ngib.ch)

**Landschaftseingriffe**

**3. April**

**Landschaftseingriffe –  
Bewertungsmethoden für die Praxis.**

Vortrag von Felix Berchten, dipl. Forstingenieur,  
und Kathrin Wunderle, dipl. Biologin, organ-  
isiert von der Naturforschenden Gesellschaft  
Baselland. 20 Uhr, Kantonsbibliothek Baselland,  
Emma-Herwegh-Platz 4, Liestal. Weitere Vor-  
träge: [www.ngbl.ch](http://www.ngbl.ch)

**Orientalisten-Nachlässe**

**18. April**

**«Erschliesse das Geheimnis mit  
der Spitze des Schreibrohrs»:  
Orientalisten-Nachlässe in der  
UB Basel**

Themenabend der Universitätsbibliothek Basel  
mit Dr. Gudrun Schubert und Claudia  
Bolliger, lic. phil. (UB Basel). 18 bis ca. 19.15 Uhr.  
Universitätsbibliothek, Treffpunkt: Vortrags-  
saal, 1. Stock, Schönbeinstrasse 18–20,  
Basel (Eintritt frei, Anmeldung erforderlich:  
061 267 31 00 oder [info-ub@unibas.ch](mailto:info-ub@unibas.ch)).  
Weitere Themenabende: [www.ub.unibas.ch](http://www.ub.unibas.ch)

**Science Slam zum Zweiten**

**27. April**

**2. Science Slam**

Organisiert von Universität Basel, Fachhoch-  
schule Nordwestschweiz, Studierendenor-  
ganisation skuba und Theater Basel. 20.15 Uhr,  
Kleine Bühne, Theater Basel, Basel.

**Energie am Café scientifique**

**20. Mai**

**Schluss mit der Energieverschwen-  
dung: Energieeffizienz, Supraleiter  
und hybridorganische Solarzellen.**

Café scientifique mit Prof. Edwin Constable,  
Departement Chemie, Vizerektor, Prof.  
Ernst Meyer, Departement Physik, Prof. Frank  
Krysiak, Wirtschaftswissenschaftliches  
Zentrum, mit KidsLab «Energie aus dem  
Abfallsack». 15 bis 17 Uhr, Pharmazie-Histo-  
risches Museum, Totengässlein 3, Basel.  
Weiteres Programm: <http://cafe.unibas.ch>

**Fernseh-Personen**

**22. Mai**

**Fernseh-Personen. Zwischen medialer  
Darstellung und Interaktionsvortrag**

Öffentliche Habilitationsvorlesung von  
PD Dr. Axel Schmidt, Privatdozent  
für Soziologie. 18.15 Uhr, Aula der Museen,  
Augustinergasse 2, Basel.

**Herz**

**31. Mai**

**Das künstliche Herz – Tragödien,  
Triumphe, Träume**

Öffentliche Habilitationsvorlesung von  
PD Dr. Martin Grapow, Privatdozent  
für Herzchirurgie. 18.15 Uhr, Aula der Museen,  
Augustinergasse 2, Basel.

**Gehirn live**

**7. Juni**

**Dem Gehirn live bei der Arbeit  
zuschauen: Ist Psychopathologie  
wirklich zu scannen?**

Öffentliche Antrittsvorlesung von  
Prof. Stefan Borgwardt, Extraordinarius für  
Neuropsychiatrie. 18.15 Uhr, Aula der Museen,  
Augustinergasse 2, Basel.

**Coffein**

**bis 31. Juli**

**Kickstart. Coffein im Blut.**

Sonderausstellung im Pharmazie-Historischen  
Museum Basel, Totengässlein 3, Basel.  
Öffnungszeiten: Dienstag bis Freitag 10–18 Uhr,  
Samstag 10–17 Uhr. Eintrittspreise: 5.–/3.–

**Strassentaube**

**bis 19. August**

**Unerwünschte Gäste: die Strassen-  
taube – ein Blick hinter die Kulissen.**

Sonderausstellung im Anatomischen Museum  
der Universität Basel, Pestalozzistrasse 20, Basel.  
Öffnungszeiten: Montag bis Freitag 14–17 Uhr,  
Sonntag 10–16 Uhr. Eintrittspreise: 5.–/3.–

Weitere öffentliche Veranstaltungen und Infos:  
[www.unibas.ch](http://www.unibas.ch) > alle Veranstaltungen

UNI NOVA,  
Wissenschaftsmagazin der Universität Basel.  
Herausgegeben von der Universität Basel,  
Kommunikation & Marketing  
(Leitung: Matthias Geering).

UNI NOVA erscheint zweimal im Jahr, die  
nächste Ausgabe im September 2012.  
Das Heft kann zum Preis von 18 Fr./Euro  
im Jahr abonniert werden; Bestellungen per  
E-Mail oder Postkarte an die Redaktion.  
Kostenlose Exemplare liegen an mehreren  
Orten innerhalb der Universität Basel  
und weiteren Institutionen in der Region  
Basel auf.

Redaktion: Christoph Dieffenbacher  
Adresse: UNI NOVA, Universität Basel,  
Kommunikation & Marketing, Postfach,  
4003 Basel. Tel. 061 267 30 17, Fax: 061 267 30 13.  
E-Mail: [ch.dieffenbacher@unibas.ch](mailto:ch.dieffenbacher@unibas.ch)  
UNI NOVA im Internet:  
<http://www.unibas.ch/uninova>

Gestaltungskonzept und Gestaltung:  
Lukas Zürcher, Visuelle Gestaltung, Riehen.  
Mitarbeit an dieser Nummer:  
Sonia Abun-Nasr, Susann Baller, Till Förster,  
Matthias Hamburger, Patrick Harries,  
Lucy Koechlin, Tomke König, Simon Loader,  
Elisio Macamo, Klaus Neumann-Braun,  
Brigit Obrist, Daphne Reinau, Walter Salz-  
burger, Jörg Schibler, Kurt Schmidheiny,  
Therese Steffen, Christian Surber, Marcel Tan-  
ner, Anna Wegelin, Jakob Zinsstag.  
Fotografie: Andreas Zimmermann  
(Seiten 5, 47, 49).

Korrektorat: Birgit Althaler.  
Druck: Reinhardt Druck AG, Basel.  
Inserate: Universität Basel,  
Leitung Kommunikation & Marketing,  
E-Mail: [matthias.geering@unibas.ch](mailto:matthias.geering@unibas.ch)  
Go! Uni-Werbung AG, Rosenheimstrasse 12,  
9008 St. Gallen, [www.go-uni.com](http://www.go-uni.com),  
Tel. 071 544 44 80.  
UNI NOVA ist Mitglied des Swiss Science  
Pools ([www.swiss-science-pool.com](http://www.swiss-science-pool.com))  
Auflage dieser Ausgabe: 13'500 Exemplare  
Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur mit  
Genehmigung der Herausgeberin.  
ISSN 1661-3147 (gedruckte Ausgabe),  
ISSN 1661-3155 (Online-Ausgabe)



QR-Code mit  
dem Smartphone  
scannen und  
mehr erfahren.

Eine Code-Reader-App wird benötigt, beispielsweise «i-nigma»

# Masterstudium in Luzern

Informations-Abend Mittwoch, 28. März 2012

Theologie

Kultur- und Sozialwissenschaften

Rechtswissenschaft

Programm und Anmeldung: [www.unilu.ch/master](http://www.unilu.ch/master)



## WISSENSCHAFT ENTDECKEN UND EIGENE KOMPETENZEN ENTWICKELN



Die Universität Basel bietet Ihnen eine in der Schweiz einzigartige Gelegenheit, sich intensiv mit Afrika im Kontext regionalwissenschaftlicher Angebote auseinanderzusetzen.

**MA African Studies:** Der interdisziplinäre Studiengang vermittelt Wissen in den Bereichen Gesellschaft, Geschichte, Kultur, Gesundheit und Umwelt.

**PhD African Studies:** Das Doktorandenprogramm DOPAS leitet Promovierende im Bereich Afrika entlang thematischer Achsen an und hilft ihnen, regionalwissenschaftliche Erkenntnisse für die Wissenschaft im Allgemeinen in Wert zu setzen.

Info: [www.zasb.unibas.ch](http://www.zasb.unibas.ch)

# ADVANCED STUDIES. DIE VIELFALT DER WEITERBILDUNG AN DER UNIVERSITÄT BASEL

MAS- und DAS-Studiengänge,  
CAS-Kurse in den Bereichen

BETRIEBSWIRTSCHAFT  
EUROPEAN INTEGRATION  
FINANZWIRTSCHAFT  
FOOD SAFETY  
GENDER STUDIES  
GESUNDHEITSWESEN  
INFORMATIK  
KONFLIKTBEWÄLTIGUNG  
KULTURMANAGEMENT  
MARKETING  
MEDIZIN  
NPO-MANAGEMENT  
PAPIERKONSERVIERUNG  
PFLEGEWISSENSCHAFT  
PHARMAZIE  
PHILOSOPHIE  
PHYSIOTHERAPIE  
PSYCHOLOGIE  
PSYCHOTHERAPIE  
PSYCHIATRIE  
RELIGIONSWISSENSCHAFT  
SEXUALMEDIZIN  
STADT- UND REGIONALMANAGEMENT  
THEOLOGIE  
TROPENMEDIZIN  
VERSICHERUNGSMEDIZIN  
VERWALTUNGSRECHT  
WATER SAFETY  
WEB PUBLISHING  
ZAHNMEDIZIN

Mehr unter [www.uniweiterbildung.ch](http://www.uniweiterbildung.ch)